



# Der Deutsche im Osten

Jahrgang 3

Mitte März 1940

Heft 4

Postversandort Berlin

# INHALT

Seite

Carl Viererbl:	Bewährte Ordnung — 1 Jahr deutsches Protektorat über Böhmen und Mähren .....	3
Willy Heier:	Deutsche Gegenwartskunst in den Beskiden .....	12
Alfred Hein:	„Wir heißen euch hoffen“! - Gedanken um ein Goethewort ....	14
Wolfgang Federau:	Jetzt steht du vorn! ... „ Gedicht .....	15
Johannes Linke:	Der Ruf um Mitternacht .....	16
Adolf Meschendorfer:	Einige Gedanken über Kunst .....	19
Hans Werner:	Vogelsang auf der Frischen Nehrung — Die Biographie eines westpreußischen Fischerdorfes und seiner Menschen .....	20
Werner Roth:	Nehrungsabend, Gedicht .....	33
Friedrich Griefe:	Mutter am Brook, Erzählung .....	34
Wilhelm von Scholz:	Der Ader, Gedicht .....	45
Wilhelm von Scholz:	Der Tod Heinrichs I., eine geschichtliche Miniatur .....	46
Heinrich Anader:	Gleichnis Birke, Gedicht .....	48
Volk und Raum im Osten .....		49
Das politische Generationenproblem der Tschechen — Der deutsch-slowakische Kulturaustausch — Die Heimkehr des Memellandes — Finnlands Friedensschluß - die letzte Station der Vertreibung Englands vom Festland — Neue Bücher.		
Anzeigenteil .....		63
Das Titelbild zeigt ein ostschlesisches Brautpaar nach einem Gemälde von Hertha Strzygowski. Zu: W. Heier, Deutsche Gegenwartskunst in den Beskiden.		

Die Bildvorlagen sind von:

Willy Heier, Beuthen O./S. Seite 1, 13. Hans Werner, Vogelsang, Seite 21.

---

## Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Heinrich Anader, Berlin-Wannsee; Wolfgang Federau, Danzig; Friedrich Griefe, Reth-Hus b. Parchim (Meckl.); Willy Heier, Beuthen O./S.; Alfred Hein, Berlin; Dr. Horst Joswig, Danzig; Professor Kindermann, Münster; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Johannes Linke, Eidersdorff b. Bayreuth; Adolf Meschendorfer, Kronstadt (Rumänien); Rudolf Naujok, Memel; Werner Roth, Liegnitz; Wilhelm v. Scholz, Konstanz; Dr. Karl Viererbl, Reichenberg, Sudetengau; Hans Werner, Vogelsang, Frische Nehrung.

---

Zur Beachtung!

**Die Auslieferung der Zeitschrift „Der Deutsche im Osten“**

erfolgt nur durch die

**Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten“,  
Berlin W 8, Unter den Linden 47**

---

Einbandentwurf: Prof. F. U. Pshule, Danzig.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1.50. Bezugspreis: RM. 3.50 vierteljährlich.



# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung  
Jahrgang 3                      Mitte März 1940                      Heft 1



C - III 1331

D - 171 - 39/79 C2 30,-

Carl Viererbl

## Bewährte Ordnung

### Ein Jahr deutsches Protektorat über Böhmen und Mähren

Als nach der Selbständigkeitserklärung der Slowaken am 14. März 1939 der Präsident des tschechischen Rumpfstaaates, Dr. Hacha, das Schicksal und die Zukunft des tschechischen Volkes in die Hände des Führers legte, wurden die alten Reichsländer Böhmen und Mähren wieder dem deutschen Staatsverbände eingegliedert. Die durch mehr als ein Jahrtausend bestehenden Bindungen und Beziehungen zu den deutschen Ostländern und dem Reich wurden wiederhergestellt und damit zugleich das Gesez des Raumes und der tschechischen Geschichtsentwicklung erfüllt.

Dieses Ereignis bildet in der Gestaltung des deutsch-tschechischen Verhältnisses den Abschluß einer Entwicklung, die weder den Gesezen des Raumes noch denen der tschechischen Geschichte entspricht. Für Europa aber bedeutet es die Beseitigung eines sehr störenden architektonischen Fehlers an seinem Neubau. So ist es mitten hineingestellt in den europäischen Umwandlungsprozeß unserer Zeit.

Das abgelaufene Jahr der staatlichen Neuordnung im böhmisch-mährischen Raum steht daher im Zeichen der Erfüllung eines alten Entwicklungsgesezes und der Bewährung einer neuen Ordnung zugleich.

Vom Tage der Errichtung der Lebenshoheit des Reiches über Böhmen und Mähren unter Karl dem Großen bis zum Ausscheiden Österreich-Ungarns aus dem deutschen Bunde bildeten diese „historischen Länder“ faktisch und staatsrechtlich einen integralen Bestandteil des Deutschen Reiches. Diese Tatsache ist gegenüber jedem Versuch durch Historiker und Staatsrechtler unerschütterlich, die aus der geschichtlichen Vergangenheit der Sudetenländer ihre staatsrechtliche Selbständigkeit mit einem „Böhmischen Staatsrecht“ begründen wollten. Da nach dem Ausscheiden Österreich-Ungarns und

damit Böhmens und Mährens aus dem Deutschen Bund das Lebensverhältnis der Sudetenländer an sich nicht aufgehoben worden ist, bestand zumindest theoretisch die staatsrechtliche Bindung Böhmens und seiner Nebenkänder an das Reich weiter. Mit der Neuordnung im böhmisch-mährischen Raum ist daher ein alter Rechtszustand wiederhergestellt worden, an den der Führer in seiner Proklamation vom 16. März erinnerte.

Diese klaren und staatsrechtlichen Verhältnisse sind im Laufe der Jahrhunderte durch die tschechische Volkspolitik des öfteren gestört worden. Die Tatsache aber, daß die Perioden einer selbständigen tschechischen Herrschaftsführung und antideutschen Politik mit dem kulturellen und wirtschaftlichen Niedergang des Landes zusammenfielen, andererseits die Zeiten enger tschechischer Bindungen an das Reich durch ein Aufblühen Böhmens und Mährens auf allen Gebieten charakterisiert sind, bestimmt deutlich die Geseze der tschechischen Geschichte. Die Unerbittlichkeit dieses geschichtlichen Ablaufes hat ganz Europa in den vergangenen zwanzig Jahren von neuem erfahren. Die tschechische Staatspolitik und mit ihr weite Kreise des tschechischen Volkes glaubten ernsthaft, daß die in Versailles gegründete Tschecho-Slowakei in Erfüllung einer antideutschen Funktion zugleich eine europäische Mission ausübe. Das war ihr Irrtum, an dem sie scheitern mußten. Im Herzen Mitteleuropas gelegen, eingebettet in den Strom deutschen Lebens, konnten und können die böhmischen Länder niemals ein Feld deutscheindlicher Bestrebungen sein. Die tschechische Staatsführung hatte den Sinn des großen geschichtlichen Prozesses, den der Weltkrieg mit der Umwertung aller Werte begann, nicht erfaßt. Für sie war Versailles die Lösung und Entscheidung des Jahrhunderts und damit der Abschluß eines geschichtlichen Prozesses, bei dem sie ver-

harrte. Sie wollte nicht wahrnehmen, was in ihrer Umwelt vor sich ging. Sie lehnte sich gegen die Überwindung des Individualismus auf, die sich dort vollzog, und verschloß sich der Erkenntnis der Auswirkungen dieser Revolution auf die Dynamik der europäischen Revisionspolitik. Ihre Maßnahmen und Entscheidungen in der Außen- und Innenpolitik in den zwanzig Jahren selbständiger Herrschaftsführung sind zu lang, um hier noch einmal aufgezählt zu werden. Sie erklären den Widerstand, den die der ehemaligen Tschecho-Slowakei angehörenden Völker und Volksgruppen, in ihrer Hoffnung auf Änderung ihres staatlichen Schicksals in die Welt hinaushorchend und das Wirken der neuen europäischen Kräfte verfolgend, dieser Staatsführung entgegenbrachten. Diese Maßnahmen des Systems Masaryk-Benesch aber haben zugleich bewirkt, daß das tschechische Volk von den Ereignissen im Herbst 1938 und im Frühjahr 1939 geistig völlig unvorbereitet überrascht wurde. Wenn man das Geschehen überblickt, das sich zwischen diesen beiden Marksteinen vollzog, dann zeigt es sich, daß die tschechische Führung selbst nach der Heimholung der sudetendeutschen Gebiete in das Reich den Sinn unserer Zeit und ihre Forderungen noch immer nicht verstanden hatte. Daß sich in München die Konturen einer künftigen Entwicklung in Europa und in der Welt abzeichneten, die durch den jetzigen Krieg nur beschleunigt wird und die bestimmt ist durch die sich durchsetzende Reichs- und Imperiums-idee, hatten die tschechischen Politiker übersehen. Daß zwischen Berlin—Rom—London und Paris eine Teilung der Lebensinteressen im großen abgesprochen wurde, nach der Deutschland seine Interessensphäre in Mittel- und Osteuropa, Rom im Mittelmeerraum, England in seinem Empire und Frankreich im eigenen Besitz und seinem Kolonialreich finden sollen, blieb von ihnen in ihrer Bedeutung und Auswirkung unerkannt. Sie glaubten auch nach München, die Lösung des Nationalitätenproblems, die durch die neue europäische Entwicklung ihren Anfang genommen hat, aufhalten zu können und dem Deutschen Reich gegenüber

in der alten feindlichen Stellung verharren zu müssen.

Nach der Eingliederung der sudetendeutschen Gebiete mußte sich der Prager Zentralismus bequemen, der Slowakei und Karpato-Ukraine im Rahmen des zusammengeschrunpften Staates Rechte einzuräumen. In Preßburg und Ebnst entstanden Landesregierungen mit eigenem Parlament. Aber die Tschechen dachten nicht daran, diese gewährten autonomen Rechte auch zu beachten. Mag sein, daß es ihnen schwer fiel, die durch zwanzig Jahre geübte zentralistische Politik aufzugeben und ihre Machtübung mit anderen Völkern zu teilen. Jedenfalls verschärften sich die Verhältnisse im Lande in dem Maße, in dem sich die Tschechen, gestützt auf falsche Hoffnungen, die sie von den westlichen Demokratien erwarteten, weigerten, den neuen Verhältnissen gerecht zu werden. Besonders die Finanzorgen der Slowakei machten sich die Tschechen zunutze, um ihren zentralen Herrschaftseinfluß auf sie zu stärken. Zur Finanzierung des aufgestellten Ausbauprogramms benötigten die Slowaken Anleihen. Durch das Steueraufkommen im eigenen autonomen Staatsgebiete konnten sie die notwendigen Mittel nicht aufbringen. Die Tschechen hatten bei der Verteilung der Steuern, die in den Ländern verblieben und nicht an die zentrale Staatskasse in Prag abzuliefern waren, den Slowaken nur jene mit den geringsten Einnahmen überlassen. So durften die Slowaken z. B. für sich die Einkommensteuer, die in der Slowakei nur ein Neuntel des tschechoslowakischen Gesamtaufkommens einbrachte, die Erwerbssteuer mit einem Zehntel, die Rentensteuer mit einem Zwölftel usw. für sich verwenden. Andererseits flossen die Erträgnisse der Spiritussteuer, von der die Slowakei ein Drittel, und die Zuckersteuer, von der sie ein Viertel zahlte, unmittelbar in die zentrale Staatskasse nach Prag. Die ungerechte Verteilung der staatlichen Einnahmen wird aus folgenden Zahlen klar ersichtlich: Nach dem von Prag aufgestellten Steuerschlüssel verblieben in der Slowakei rund 750 Millionen Kronen, während 886 Millionen nach Prag abgeführt werden mußten. Die Finan-

zierung der slowakischen Aufbaupläne und Anleihen bei den Spartassen, Einlagen der slowakischen Banken war deshalb unmöglich, weil die Spartakapitalbasis dort nur 3,6 Milliarden Kronen betrug gegenüber 38 Milliarden in den böhmisch-mährischen Ländern. Dazu kam, daß die slowakischen Gelder bereits langfristige angelegt waren. Die Slowakei war also auf die Finanzhilfe durch die Tschechen angewiesen, die Prag aber nur unter der Voraussetzung der Stärkung seines zentralen Einflusses in der Slowakei zu gewähren bereit war. Aber auch auf allen anderen Gebieten bereiteten die Tschechen der autonomen Entfaltung der Slowakei Schwierigkeiten und brachten dadurch offen zum Ausdruck, daß sie eher an eine Einschränkung als an eine Erweiterung der autonomen Machtbefugnisse der Slowaken dachten. Anfang März kam es daher zu Verhandlungen zwischen Preßburg und Prag, durch die die aufgetretenen Schwierigkeiten beseitigt und die Grundlagen für ein leidliches Zusammenarbeiten der beiden Völker geschaffen werden sollten. Aber schon nach wenigen Stunden scheiterten sie an der inneren Gegensätzlichkeit der Auffassungen und Bestrebungen der Verhandlungspartner. Damit war aber für das Zusammenleben der beiden Völker in einem Staatsverband eine ernste Krisis ausgebrochen, die sich von Tag zu Tag verschärfte. Dazu kam, daß die Tschechen mit der gleichen Taktik, mit der sie den Slowaken entgegneten, auch den Forderungen der Karpatoukrainer auswichen. Da ihre Position viel schwächer war, glaubte man in Prag, die Widerstände mit dem Einsatz staatlicher Machtmittel zu brechen. Die karpatoukrainische Regierung wurde abgesetzt und ein tschechischer General, mit allen Vollmachten ausgestattet, nach Chust entsandt. So verschärfte sich die inneren Gegensätze von Stunde zu Stunde. Schließlich entschloß sich Prag, gegen die Selbstständigkeitsbestrebungen der Slowaken mit den gleichen Methoden vorzugehen, wie in der Karpatoukraine. Die Preßburger Regierung wurde abgesetzt, zahlreiche Mitglieder verhaftet und tschechisches Militär zur Durchsetzung des tschechischen Willens in die Slowakei entsandt. Die

Slowaken leisteten ernsthaften Widerstand, es kommt in Preßburg und in anderen Orten der Slowakei zu Ausschreitungen, denen das tschechische Militär mit brutaler Gewalt begegnet. Der Auflösungsprozeß ist unaufhaltsam. In diesen letzten Tagen der Auflösung loberte auch der tschechische Haß gegen das Deutschtum noch einmal auf. In Brünn, Jglau, Pilsen und anderen deutschen Orten in Böhmen und Mähren kommt es zu blutigen Überfällen auf Deutsche. Noch einmal floß in diesen Tagen deutsches Blut. Die Kontrolle über die Ereignisse war der Prager Regierung entglitten. Am 13. März traf der slowakische Ministerpräsident Tiso in Begleitung des Ministers Durczanský im Flugzeug in Berlin ein. Nun vollzog sich ein dramatischer Ablauf der Ereignisse. Am 14. März proklamierte in einer feierlichen Sitzung des slowakischen Landtages Ministerpräsident Tiso die Selbstständigkeit der Slowakei. Eine neue slowakische Regierung wird gebildet. Damit hat die Tschecho-Slowakei aufgehört, praktisch zu bestehen. Am Abend des gleichen Tages begeben sich Staatspräsident Hacha mit Außenminister Chvalkovský nach Berlin. Noch in der Nacht zum 15. März legt Dr. Hacha das Schicksal des tschechischen Volkes in die Hände des Führers. In den Morgenstunden verkündet der deutsche Rundfunk, daß der Führer dem Wunsch Dr. Hachas entsprochen habe. Am 15. März, um 3.55 Uhr, ist in der Reichskanzlei in Berlin folgendes Dokument unterzeichnet worden:

„Der Führer hat heute in Gegenwart des Reichsministers des Auswärtigen von Ribbentrop den tschecho-slowakischen Staatspräsidenten Dr. Hacha und den tschecho-slowakischen Außenminister Chvalkovský auf deren Wunsch in Berlin empfangen. Bei der Zusammenkunft ist die durch die Vorgänge der letzten Wochen auf dem bisherigen tschecho-slowakischen Staatsgebiet entstandene ernste Lage in voller Offenheit einer Prüfung unterzogen worden. Auf beiden Seiten ist übereinstimmend die Überzeugung zum Ausdruck gebracht worden, daß das Ziel aller Bemühungen die Sicherung von Ruhe, Ordnung und Frieden in diesem

Teil Mitteleuropas sein müsse. Der tschecho-slowakische Staatspräsident hat erklärt, daß er, um diesem Ziel zu dienen und eine endgültige Befriedigung zu erreichen, das Schicksal des tschechischen Volkes und Landes vertrauensvoll in die Hände des Führers des Deutschen Reiches legt. Der Führer hat diese Erklärung angenommen und seinem Entschluß Ausdruck gegeben, daß er das tschechische Volk unter den Schutz des Deutschen Reiches nehmen und ihm eine seiner Eigenart gemäße autonome Entwicklung seines völkischen Lebens gewährleisten wird."

In Erfüllung des tschechischen Wunsches sind noch in den Morgenstunden trotz strengster Unbill der Witterung planmäßig die deutschen Truppen von allen Seiten in Böhmen und Mähren einmarschiert. In den Mittagstunden des gleichen Tages aber begab sich der Führer zu seinen Truppen. Um 19.45 Uhr des historischen 15. März zog der Führer mit seiner Begleitung in die alte Kaiserburg auf dem Hradschin in Prag ein. Von den Dächern der Burg wehte die Führerstandarte in die klare Märznacht. Am nächsten Tage erließ der Führer seinen historischen Erlaß über die staatsrechtliche Gestaltung des böhmisch-mährischen Raumes:

„Erfüllt von dem ernstesten Wunsch, den wahren Interessen der in diesem Lebensraum wohnenden Völker zu dienen, das nationale Eigenleben des deutschen und des tschechischen Volkes sicherzustellen, dem Frieden und der sozialen Wohlfahrt aller zu nutzen, ordne ich daher namens des Deutschen Reiches als Grundlage für das künftige Zusammenleben der Bewohner dieser Gebiete folgendes an:

Die von den deutschen Truppen im März 1939 besetzten Landesteile der ehemaligen Tschecho-Slowakischen Republik gehören von jetzt ab zum Gebiet des Großdeutschen Reiches und treten als „Protectorat Böhmen und Mähren“ unter dessen Schutz.

Soweit die Verteidigung des Reiches es erfordert, trifft der Führer und Reichskanzler für einzelne Teile dieser Gebiete eine hiervon abweichende Regelung.

Die volksdeutschen Bewohner des Protectorats werden deutsche Staatsangehörige und nach den Vorschriften des Reichsbürgergesetzes von 1935 Reichsbürger. Für sie gelten daher auch die Bestimmungen zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Sie unterstehen deutscher Gerichtsbarkeit.

Die übrigen Bewohner von Böhmen und Mähren werden Staatsangehörige des Protectorats Böhmen und Mähren.

Das Protectorat Böhmen und Mähren ist autonom und verwaltet sich selbst, es übt seine nur im Rahmen des Protectorats zustehenden Hoheitsrechte im Einklang mit den politischen, militärischen und wirtschaftlichen Belangen des Reiches aus. Diese Hoheitsrechte werden durch eigene Organe und eigene Behörden mit eigenen Beamten wahrgenommen.

Das Oberhaupt der autonomen Verwaltung des Protectorats Böhmen und Mähren genießt den Schutz und die Ehrenrechte eines Staatsoberhauptes. Das Oberhaupt des Protectorats bedarf für die Ausübung seines Amtes des Vertrauens des Führers.

Als Wahrer der Reichsinteressen ernimmt der Führer und Reichskanzler einen „Reichsprotector in Böhmen und Mähren“. Sein Amtssitz ist Prag.

In 13 Artikeln dieses Erlasses werden die einzelnen Grundfragen der künftigen Verwaltung geregelt.

Als der Führer am späten Nachmittag das alte hunderttürmige Prag verläßt, hat es ein anderes Aussehen angenommen als in den Tagen vorher. Der Schneesturm hat aufgehört, über der Stadt liegt leuchtende Sonne und blauer Himmel wölbt sich weithin über das Land. Es liegt in diesem Aufleuchten der Sonne nach den vergangenen stürmischen Tagen eine Symbolik für die künftige Entwicklung im böhmisch-mährischen Raum, die gerade von den Tschechen nicht übersehen und vergessen werden sollte.

Die tieferen Ursachen der kurz skizzierten Entwicklung im böhmisch-mährischen Raum in den Märztagen des Vorjahres sind in der Geschnmäßigkeit des Ablaufes der tschechischen Geschichte begründet. Die letzten Ansätze zur Auflösung des tschecho-slowakischen Staates

entsprechen der Haltung der tschechischen Politik seit mehr als einem Menschenalter.

Ein falscher Geschichtsmythos hat die tschechische Politik seit den Revolutionstagen des „tollen Jahres“ 1848 verleitet, wieder eine antideutsche Politik zu betreiben. Nach diesem tschechischen Geschichtsmythos hätte ein tausendjähriger Kampf der slawischen Ardemokratie gegen das deutsche Feudalwesen den Hauptinhalt der böhmisch-mährischen Landesgeschichte gebildet. Die Zeitabschnitte, in denen der deutsche Macht- und Kultureinfluß ausgeschaltet war und eine tschechische Herrschaftsführung die Geschichte des Raumes gestaltete, wurden als die Glanzzeiten des tschechischen Volkes hingestellt, obwohl gerade in diesen Perioden die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung einen Tiefstand erreichte, die Perioden der Herrschaft der Przemysliden, Luxemburger und Habsburger, in denen enge Bindungen zwischen Böhmen und Mähren und dem Reich bestanden, als die Zeiten der Unterdrückung und Einengung des nationalen tschechischen Lebens bezeichnet. Wenn ein tschechischer Historiker einmal erklärte, daß die Tschechen mit leeren Händen die Schwelle Europas überschritten hätten, dann wurden ihnen gerade in der Przemyslidenzeit die Früchte germanischen Kulturlebens in die Hand gelegt, durch die sie sich in den abendländischen Kulturkreis eingliederten. Der deutsche Weg der Politik der Przemysliden führte sie zu wirtschaftlichem und kulturellem Aufstieg. Unter den Luxemburger Karl IV. fällt das goldene Zeitalter Böhmens, in dem Prag zu der am weitesten nach Osten vorgeschobenen Metropole europäischen Lebens überhaupt geworden war. Karl IV. war es gelungen, durch Verhandlungen mit der Hanse den Handel von Brügge über Prag nach Venedig zu leiten und so Böhmen gleichsam zu einem Umschlagsplatz des Westens nach dem Süden und vor allem dem neuerschlossenen Kulturland im Osten zu machen. In den vierhundert Jahren der Herrschaft der Habsburger ist durch den deutschen Kultureinfluß das tschechische Volk zu seinem nationalen Leben erwacht. Es ist das Zeugnis eines tschechischen Politikers: „Von den

Deutschen haben wir die Ideen, die die Grundlagen unserer nationalen Wiedergeburt bilden. Kolar lernt die Liebe zum Vaterland in Jena, die alldeutsche Idee formte er zum Panlawismus. Safarik weilte ebenfalls in Jena und trug den deutschen Romantismus und Philosophenidealismus in sich, welcher sich in ihm ebenfalls zum Panlawismus umbildete. Die Idee des Sokols ist eine Anpassung der Idee des Jahn'schen Turnens an unsere slawischen Verhältnisse. Die Organisatoren Thyrsch und Fügner sind sicher nie slawischen Ursprunges.“

Diese geschichtlichen Tatsachen sind überschattet vom tschechischen Geschichtsmythos. Aus ihnen hat Palacky die Begründung des Kampfes gegen die Habsburger abgeleitet. Wo er und mit ihm die tschechische Politik stehen geblieben ist, knüpfte Thomas Masaryk an. Er stellte dem tschechischen Volke seine Aufgabe auf einer europäischen Ebene und verlangte von ihm die Erfüllung einer antideutschen Funktion als Sinn seiner europäischen Sendung. Sein tschecho-slowlawischer Staat sollte Barriere und Bollwerk gegen den deutschen Drang sein und das Wiederkommen des deutschen Volkes in seinem natürlichen Lebensraum in Mitteleuropa verhindern. An dieser Aufgabe ist die tschechische Politik gescheitert, weil sie sich gegen die Gesetze des Raumes und der Geschichte richtet.

Seit der Neuordnung im böhmischen Raum, durch die wieder ein Versailler Staatsgebilde von der europäischen Landkarte verschwunden ist, ist nunmehr ein Jahr vergangen. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie hat sich die Neuordnung in diesem Jahr bewährt? Es ist im Leben eines Menschen nicht leicht, die kurze Frist eines Jahres im Hinblick auf sein künftiges Leben zu beurteilen. Noch viel schwieriger ist es im staatspolitischen Leben, dessen Entfaltung von den verschiedensten äußeren Einflüssen bestimmt ist. Und doch kann mit ruhigem Gewissen von diesem ersten Jahr des deutschen Protektorates über Böhmen und Mähren von einer Bewährung gesprochen werden. Es ist den Tschechen nicht leichtgefallen, sich mit der Unabänderlichkeit der neuen Verhältnisse abzufinden, und das ist erklärlich. Die ältere tschechische Generation

mußte in dem Zusammenbruch ihres Staates nicht nur die Erfüllung ihres Jugendtraumes schwinden, sondern auch den Inhalt ihrer Lebensarbeit zerschlagen sehen. Sie hatte einst den Untergang der alten österreichisch-ungarischen Monarchie in dem Bewußtsein erlebt, durch ihre Arbeit und Haltung dazu beigetragen zu haben. Sie konnte glauben, daß die Gründung des tschecho-slowakischen Staates in Versailles die Richtigkeit der Politik, die ihre Väter begannen und die sie selber fortgesetzt hatten, bestätigt habe. Die tschechische Politik der Vorkriegszeit bewegt sich zwischen Petersburg und Paris. Dachte sie auch ursprünglich nicht an die Möglichkeit der Gründung eines selbständigen Staates, so hoffte sie doch auf die Umgestaltung des zentralistischen Österreichs in einen Staat auf föderativer Grundlage. Sie glaubte auch dieses Ziel nur mit ausländischer Hilfe erreichen zu können und knüpfte daher, seit sich die Fronten in Europa klar abzeichneten, Beziehungen zu Rußland und Frankreich an. Sie speulierte auf einen Krieg der Entente gegen die Zentralmächte, aus dem die Mittelmächte wenn auch nicht geschlagen, so doch geschwächt hervorgehen mußten, so daß am Ende dieses Krieges eine Revolution die Umgestaltung der alten österreichisch-ungarischen Monarchie und damit ihnen das böhmische Königreich bringen mußte. Während die konservativ bürgerlichen Kreise ihre Hoffnungen auf Petersburg setzten, erwarteten die tschechischen Linkskreise die Erfüllung ihrer Wünsche von den Westdemokratien. Der Ausgang des Weltkrieges brachte beiden Gruppen mehr, als sie erwartet hatten, nämlich den selbständigen Staat. Sie sahen also ihre Bündnispolitik vor allem mit dem Westen gerechtfertigt und glaubten nun ihr staatliches Schicksal gesichert durch die noch engere Gestaltung der Bindungen ihres Schicksals an das des Westens. Für sie wurde die Schwäche des Reiches zu einer Konstanten in der europäischen Politik. Als sie sich von dem ersten Schoß des Münchener Ereignisses erholt hatten, klammerten sie sich erneut an Hoffnungen, die allein von Paris und London gemacht wurden. So mußten die Ereignisse des März die

Kreise des tschechischen Volkes erneut unvorbereitet treffen.

Die Lage der jungen tschechischen Generation ist einmal wie folgt treffend charakterisiert:

„Die jungen Tschechen, die den Weltkrieg und den Zusammenbruch des alten Österreichs nur in den Windeln und Kinderzimmern erlebten, wurden von den Ereignissen der Jahre 1938 und 1939 am meisten überrascht. Sie kennen aus eigener Erfahrung nur die ehemalige tschecho-slowakische Republik und wurden in dem Grundsatz erzogen, daß der Sinn der tschechischen Geschichte der Kampf gegen die Deutschen sei. In den Schulen und in den tschechischen Parteien und Vereinen wurden sie darüber belehrt, daß die Aufgabe eines selbständigen tschechischen Staates nur darin bestehen könne, eine Mauer der Abwehr, des Hasses und der Feindseligkeit gegen das Volk und Reich der Deutschen zu bilden. Mit allen Mitteln der politischen Propaganda und systematischen Erziehung wurde ihnen ein verzerrtes Bild des Deutschland überhaupt und des nationalsozialistischen Deutschen Reiches im besonderen in das Gehirn geprägt. Die in Böhmen und Mähren ansässigen Deutschen wurden von diesen jugendlichen Produkten der beneschianischen Staatslehre als Eindringlinge und Einwanderer und die deutschen Gebiete als Schönheitsfehler auf der Landkarte der Tschecho-Slowakei betrachtet. Diesen Schönheitsfehler zu beseitigen, galt in den zwanzig Jahren der tschechischen staatlichen Selbständigkeit als höchste nationale Aufgabe der politischen Kosmotik.

Mit diesem politischen und geschichtlichen Bilde im Herzen erlebten die aus der Schule des Herrn Benesch hervorgegangenen Tschechen die Errichtung des Protektorats und die Eingliederung Böhmens und Mährens in das Großdeutsche Reich. Überflüssig zu sagen, daß die Illusionisten aus allen Himmeln fielen. Herr Benesch hatte sich aus dem Staube gemacht und überließ seinen Bewunderern nur den Anblick der deutschen Truppen, die über die uralte Prager Karlsbrücke zogen. Als auf der Prager Burg die Standarte des Führers und Kanzlers des Deutschen Reiches hoch-

ging, stand das tschechische Volk vor die-  
jem Schauspiel wie vor einem Wunder.  
In diesen schicksalschweren Märztagen  
des Vorjahres saß mancher Tscheche fin-  
nend und grübelnd in seiner Stube und  
versuchte irgendwie den Lauf der Zeit zu  
begreifen. Es waren die Tage der großen  
Bilanz einer falschen Rechnung, die man  
Zahrzehnte hindurch aufgestellt hatte. Sie  
waren begleitet von einer ernststen Ge-  
wissenserforschung einer ganzen Nation,  
die jahrelang blind einen Weg gegangen  
war, ohne zu wissen und ohne von ihren  
Führern aufgeklärt zu werden, daß die-  
ser Weg einen tiefen und gähnenden Ab-  
grund entlanglief.

Dann kam das Erwachen. Als die erste  
große Überraschung überwunden war, be-  
gannen sich die tschechischen Menschen um-  
zusehen. Tage vergingen. Kein Blutbad.  
Keine Revanche. Die deutschen Soldaten  
in den Straßen Prags machten freund-  
liche Gesichter und waren höflich und be-  
scheiden. Der Tscheche rieb sich die Augen.  
Was ging um ihn herum vor? Ein  
Wunder?"

Der neue Alltag, in den das tschechische  
Volk hineinleben mußte, zwang es, sich  
mit falschen Bildern der Vergangenheit  
auseinanderzusetzen, die nicht mit der  
neuen Wirklichkeit in Einklang zu bring-  
en waren. Die Erringung der neuen  
Erkenntnisse im tschechischen Volke hat  
die wirtschaftliche Entwicklung stark ge-  
fördert. Die Leistungen des deutschen  
Aufbauwillens widerlegten unerbittlich  
die falschen Propheten im tschechischen  
Volke. An ihnen kann weder die verant-  
wortungsbewußte Führung noch die  
breite Masse des Volkes vorübergehen.  
Ihnen können sich nur die unverbesser-  
lichen Illusionisten verschließen, die den  
alten Idealen nachhängen, mit denen die  
Entwicklung zur Gegenwart aufge-  
räumt hat.

Der „Landesdienst Böhmen-Mähren“  
hat anlässlich der Wiederkehr des Jahres-  
tages der Eingliederung Böhmens und  
Mährens in das Großdeutsche Reich  
einen Überblick über die Entwicklung der  
tschechischen Wirtschaft veröffentlicht, der  
an der Hand der nüchternen Zahlen un-  
widerlegbare Tatsachen über den Wandel  
der Verhältnisse aufzeigt. Darin heißt  
es u. a.:

Die Länder Böhmen und Mähren, die  
einen einheitlichen, in sich gegliederten  
Wirtschaftskörper darstellen, in die groß-  
deutsche Wirtschaft einzubauen, war eine  
schwere Sache. Wären sie bloß Rohstoff-  
länder gewesen, durch die die Wirtschaft  
des Reiches hätte ergänzt werden könn-  
en, hätte der Einbau rascher und ein-  
facher vollzogen werden können. So aber  
haben die Protektoratsländer fast den  
gleichen Wirtschaftsaufbau wie das  
Reich. Es mußte daher die Verschmel-  
zung behutsam vorgenommen werden,  
damit nicht einzelne Industrieteile in  
beiden Ländern benachteiligt würden. Ein  
erschwerender Umstand dabei war, daß  
im Protektorat beträchtliche Niveau-  
unterschiede in den Preisen und Löhnen  
im Verhältnis zum Reich bestanden und  
zum Teil auch heute noch bestehen. Hier  
mußte erst vorher abgestimmt, mußten  
die Produktions- und Kostenverhältnisse  
an die des Reiches angepaßt werden.  
Dabei hieß es zwar zielbewußt, doch be-  
hutsam vorzugehen, um die Angliederung  
möglichst ohne Störungen und stärkere  
Reibungen durchzuführen.

Trotz all dieser Schwierigkeiten sind  
heute, nach einem Jahre, diese Voraus-  
setzungen zum größten Teil schon erfüllt,  
so daß die Beseitigung der Zollgrenzen  
in absehbarer Zeit erwogen werden kann.

Schon wenige Wochen nach der Errich-  
tung des Protektorats wurde aus den  
meisten Bezirken und vielen Zweigen der  
Industrie und des Handels eine schnelle  
Zunahme der Beschäftigung berichtet.  
Maßgebend für diese plötzliche Besserung  
war in erster Linie, daß sich bei den  
Tschechen das Vertrauen auf die groß-  
deutsche Wirtschaftsgrundlage festigte.  
Der militärische Schutz nach außen hin,  
der gesteigerte Bedarf des Altreiches und  
das Zugutekommenlassen der Handels-  
verträge des Reiches ließen die tschechische  
Wirtschaft sich sofort anders orientieren.  
Die Reste des Parteiwesens der unglück-  
seligen Benesch-Masaryk-Zeit wurden  
beseitigt, und nach der Ausräumung der  
letzten politischen Konfliktstoffe gingen  
Handel, Landwirtschaft und Industrie  
daran, sich den deutschen Verhältnissen  
anzupassen.

Sobald der Schutz des Reiches außen-  
politische Gefahren gebannt hatte und

Ruhe und Ordnung im Innern verbürgt waren, gab es in der tschechischen Industrie keine Sorgen um die Beschäftigung mehr, jene Sorgen nicht mehr, die in dem Staateengebilde der Nachkriegszeit die ganzen Jahre hindurch fast als eine selbstverständliche Erscheinung fatalistisch hingenommen worden waren.

Aus Auftragsmangel wurde Auftragsfülle, so daß wie im Reich auch bald in Böhmen und Mähren langfristige Lieferungstermine in einzelnen Zweigen bedingt werden mußten.

Der Aufschwung der Wirtschaft fing an. Die unglaublich große Arbeitslosigkeit verschwand von Woche zu Woche mehr und mehr, Arbeitskräfte wurden sogar bald gesucht, und als so alle Hände voll beschäftigt waren, setzte rasch die Steigerung des tschechischen Eigenbedarfes ein. Mit der Zunahme der Beschäftigung wurde eine breite Konsumentenschicht wieder kaufkräftig. Es waren seit der Errichtung des Protektorates noch sechs Monate vergangen, da sah man auch schon überall klar und deutlich den Fortschritt in der gesamten Volkswirtschaft und Besserungen im gesamten übrigen Leben der beiden Länder.

Im März 1939, als das Protektorat errichtet wurde, gab es in Böhmen und Mähren 93 000 registrierte Arbeitslose; doch war die Zahl in Wirklichkeit bedeutend größer, da ein Teil der aus dem tschechischen Heer entlassenen Personen und die aus den Sudetengebieten ins Innere des Landes rückgewanderten „Grenzler“ sowie die aus der Arbeitslosenunterstützung nach dem ungenügenden „Genfer System“ rasch ausgeschiedenen Arbeitslosen in dieser Zählung nicht erfaßt worden waren. Die Absaugung unbeschäftigter Arbeiter wurde sofort beschleunigt, 30 000 Arbeitslose gingen allein schon in der Zeit des Frühjahrsvolljahres freiwillig ins Reich. Schon Ende August gab es in ganz Böhmen und Mähren nur noch 9000 nicht untergebrachte Arbeitsuchende. An Facharbeitern trat sogar schon ein recht fühlbarer Mangel ein. Die Zunahme der Beschäftigung brachte neue Kaufkraft aus Einzeleinkommen. Die Lohnsumme der Arbeitnehmer, die bei der Zentralver-

sicherung angemeldet sind, war von 556 Millionen Kr. im März 1939 bereits auf 747 Millionen Kr. im Juli gestiegen, nicht so sehr durch Lohnerhöhung als durch Ergebnisse tatsächlicher Mehrarbeit, denn die in den Protektoratsländern in der Benesch-Zeit so bekannt gewesenen Kurzschichten hatten aufgehört, die 48-Stunden-Woche wurde im allgemeinen zur unteren Grenze gemacht, Überstunden und teilweise auch Nachtschichten wurden vielfach notwendig. Die aus so starkem Bedarfsanstieg sich ergebende Verteuerung der Lebenshaltung machte schließlich eine Überprüfung der Lohnfrage notwendig, und bei dem Aufbau einer neuen Lohnordnung wurde zuerst eine 20prozentige Verteuerung der Lebenshaltung der Arbeiterfamilie als Grundlage angenommen. Das war bis zu Beginn des Herbstes im vergangenen Jahre. Inzwischen wurden weitere Lohnerhöhungen, teils rein privater Natur, teils von Berufskörperschaften, vorgenommen, so daß in manchen Zweigen im ersten Jahr des Protektorates Angleichungen an die Löhne und Preise des Reiches durch Erhöhung bis zu 40 und mehr v. H. durchgeführt wurden.

Die Effektenbörsen sind die besten Barometer der Volkswirtschaft. An ihrem Puls läßt sich leicht haargenau das Auf und Ab, das Wehe und Gedeihen im Wohlstand eines Volkes ermessen. Ein Rückblick auf den Privatverkehr der Prager Effektenbörse läßt die Volkswirtschaft des Protektorates in folgender Steigerung erscheinen:

Der Privatmarkt für Aktien war im März des vorigen Jahres sehr eng begrenzt und dann dreieinhalb Monate überhaupt unterbrochen. Als er dann in der zweiten Jahreshälfte von 1939 wieder eröffnet wurde, war die Entwicklung normal, und günstige Zukunftsaussichten brachten bald Steigerungen. In den letzten Monaten steigerte sich die Kauflust verhältnismäßig intensiv. Der Tagesindex des Monatsabschlusses für Dezember 1938, also im letzten Jahr der selbständigen Tschecho-Slowakei, wird mit 114,87, der für Januar 1939 mit 108,17, für Februar mit 100,57 und für Mitte März dann mit 98,40 genannt. Nach der Effektenhandels-Unterbrechung von Mitte

März 1939 beginnt man dann im Juli mit 99,38 und hält dieses Maß unter Schwankungen bis Ende August. Ende September ist der Tagesindex 112,72, Oktober 121,58, November 137,44 und zum Jahreschluß sogar 154,37. Dabei zeigt sich nach dem Kurswerte vom Jahreschluß (Stichtag 29. Dezember) eine Rentabilität der Dividendepapiere bei Bankwerten von 4,077, bei Industriewerten von 2,076 v. H. Für die einzelnen Industriegruppen ergeben sich folgende Ertragszahlen:

Zuckerindustrie	0,893 v. H.
Nahrungsmittelindustrie	2,085 v. H.
Brauindustrie	2,580 v. H.
Chemische Industrie	2,437 v. H.
Baugewerbe	1,631 v. H.
Maschinenindustrie	2,287 v. H.
Textilindustrie	1,285 v. H.
Kohlenindustrie	1,843 v. H.
Metallindustrie	2,601 v. H.
Sonstige Industrie	2,974 v. H.

Die Börse zeigt ein vollkommen ruhiges und in der Tendenz gefestigtes Bild.

Durch den engen Anschluß an das Reich ist die Wirtschaft des Protektorats in den fünf Friedensmonaten auf den Weg zu einer besseren Zukunft gebracht worden. Die Zunahme der Widerstandskraft und die Vorzugsstellung der Protektoratswirtschaft kommt auch deutlich dadurch zum Ausdruck, daß die Tschechen, die heute nicht mehr zum Heeresdienst aufgerufen werden, nach einem Jahre so gut wie keine Arbeitslosen haben, wogegen in manchen neutralen Ländern trotz erheblicher Verstärkung von Truppenkontingenten eine weit größere Arbeitslosigkeit eingetreten ist, als sie in den Friedensjahren vorhanden war. In wichtigen Bereichen der böhmisch-mährischen Wirtschaft konnte sich seit Kriegsbeginn die Zusammenarbeit mit der großdeutschen Wirtschaft erst recht entfalten. Alle Industrien sind voll belebt. Was die einzelnen Industrien infolge der Verbrauchskontingentierung zeitweise an Umsatz einbüßten, machen Metall, Maschinen und die anverwandten Industrien mit erhöhtem Umsatz reichlich wieder wett.

Nach dem ersten Jahre des Protektorates kann unumwunden gesagt werden, daß die Eingliederung der Länder Böh-

men und Mähren in den großdeutschen Wirtschaftsraum den Tschechen gut bekommen ist. Das Protektorat wiederum ist eine wertvolle Hilfe zu den Erfordernissen des Reiches. So muß es bleiben. Die Erreichung dieser Ziele gehört zu den wichtigsten Voraussetzungen für die dauerhafte und erfolgreiche Zusammenarbeit des Protektorates mit dem Großdeutschen Reich. Im ersten Jahre ist dieses Ziel durchaus erreicht worden.

Und wie auf dem Gebiete der Wirtschaft ist es auf allen anderen Gebieten des Lebens des tschechischen Volkes. Es ist tschechische Erkenntnis, die sich über die Entwicklung des abgelaufenen Jahres in folgenden Worten ausdrückt:

„Der deutsche Soldat kam als Träger der deutschen Ordnung. Im ersten Jahre des Protektorates sind auf wirtschaftlichem, kulturellem und sozialem Gebiet größere Leistungen vollbracht worden als in den letzten zehn Jahren. Heute, da das Großdeutsche Reich im Kampfe gegen seine plutokratischen Widersacher steht, ist es dem Tschechen vergönnt, ruhig auf seiner Scholle oder in der Werkstatt arbeiten zu dürfen. Er weiß, daß er Pflichten gegenüber sich selbst und dem Reich hat, er weiß, daß Deutschland heute seinen Lebenskampf ausführt, und er kennt daher auch seinen Platz in diesem Kampfe. Dieser Platz heißt Arbeit.“

Das tschechische Volk hat die Gelegenheit, durch seine Selbstverwaltung und durch seine völkischen Kräfte den Weg zu seiner eigenen Kultur zu gehen. Damit sind für ihn die Voraussetzungen geschaffen, die Periode des Niederganges in den vergangenen zwanzig Jahren zu überwinden.

So gesehen bedeutet die Errichtung des Protektorates eine Schicksalswende für das tschechische Volk und kein nationales Unglück. Das tschechische Volk ist eingeschaltet in die Erfüllung der europäischen Aufgabe des Reiches.

Die in diesem Raum hergestellte Ruhe, der Aufschwung, den er unter der deutschen Führung nimmt, aber ist zugleich ein unwiderlegbarer Beweis für die Bewährung der in Mitteleuropa aufgerichteten neuen Ordnung unter dem siegreichen Banner des Hakenkreuzes.

Willy Heier

## Deutsche Gegenwartskunst in den Beskiden

Das Beskidenland, in dessen Zentrum die Schwesternstädte Bielik und Biala liegen, ist ein altes deutsches Kulturland. Hier, wo der Gebirgszug der Beskiden eine natürliche Scheide zwischen polnischen und slowakischen Kultureinflüssen bildet, siedelten vor etwa 700 Jahren deutsche Kolonisten aus dem Mutterlande und leisteten wertvolle und dauerhafte Kulturarbeit, auf deren Grundlage deutsches Handwerk und deutsche Kunst einen gedeihlichen Aufstieg nehmen konnten. An diese alte deutsche Tradition knüpft auch die heutige Künstlergeneration an, die in den Jahren der Polenherrschaft für die Erhaltung deutschen Kulturgutes im Rahmen der „Deutschen Künstlergruppe in Polen“ stets einjährig gekämpft hat.

Die Künstler des Beskidenlandes sind zumeist ehemalige Österreicher mit leichtem Wiener Einschlag. Ihre frohe, unbeschwerte Lebensauffassung prägt sich naturgemäß in ihrem künstlerischen Schaffen aus: in der Wahl des Dargestellten, in der lockeren Malweise und in der geschmackvollen Farbigkeit ihrer Bilder. Frohe, lebhaftige Farbstimmungen überwiegen. Die schönen Ausschnitte aus dem Mittel- und Hochgebirge, blaue Berge, grüne Wiesen, frische Bäume, blaues Wasser, werden farbenfroh gestaltet.

Die wichtigsten Vertreter der Beskidenmaler sind Walter Gebauer, Hertha Strzygowski, Hellmut Türk, Kesi Jenkner, Grete Herzig-Wohnar, Erwin Homa, Berthold Dczko jun., Vinzenz Dczko sen. und Hans Konheisner.

Der junge Walter Gebauer aus Niklasdorf ist noch akademisch unverdorben. Auf der Grundlage altdeutscher Tradition, deren Kenntnis er sich durch mühsames Selbststudium erworben hat,

arbeitet Gebauer mit zähem Fleiß an seiner künstlerischen Vervollkommnung weiter, nicht ohne die mannigfachen Anregungen zu verarbeiten, die heute dem Kunstschaffenden von seiten der Reichskulturkammer gegeben werden und deren Bestrebungen auf die Schaffung einer deutschen Kunst abzielen. Gebauer ist in seiner Arbeit diesem Ziele bereits sehr nahe gekommen. Zu den Künstlern des Beskidenlandes gehört auch Hertha Strzygowski, Bielik, die Gattin des bekannten Kunsthistorikers Strzygowski aus Wien. Durch liebevolle Studienblätter volksdeutscher Typen aus Galizien und der Bielik-Bialaer Sprachinsel ist die Künstlerin häufig auch auf großen deutschen Ausstellungen in Stuttgart, München und Wien hervorgetreten. In lebendigen Schilderungen beschrieb sie die volkskundliche Lage und Entwicklung des Deutschtums im ehemaligen polnischen Staatsgebiet (erschieden in den Deutschen Monatsheften von Viktor Kauder, Kattowitz). Abseits vom Treiben der Menschen lebt in Bielik der menschenscheue Hellmut Türk, ein besinnlicher Charakter, der reizende Stilleben malt und Bildnisse, die wie Stilleben aufgefaßt sind. Dabei ist ihm ein versteckter Humor eigen, der in den leicht karikierten Volkstypen erkenntlich ist. Kesi Jenkner und Grete Herzig-Wohnar, beide aus Bielik, schildern Land und Leute der Bielikher Sprachinsel in farbigen Impressionen. Eine mehr schwermütige Art liebt der Landschaftler Erwin Homa, Niederöblich, der noch stark in der Entwicklung begriffen ist. Der verstorbene Berthold Dczko jun. aus Niederöblich, ein Schüler von Prof. Pautsch, Krafau, erweist sich in farbenfrohen figuralem und landschaftlichen Kompositionen als starkes Talent. Sein Vater, Vinzenz Dczko

jen., gehört der Bielitzer Malergruppe als typischer Schilderer der Beskidenlandschaft ebenfalls seit Jahren an. Aus dem Teschener Schlesien stammt Hans Ronheisner, Stotschau. Er ist der Schilderer der Vorgebirgslandschaft der Beskiden. Mit Vorliebe malt er Kleinstadtidylle, seine Heimatstadt und ihre nähere Umgebung, sowie den harten Schlag der Gebirgsbauern. Er ist ein Liebhaber und Kenner der graphischen Techniken, besonders der Lithographie und des Holzschnitts, die seiner Neigung zu stilisierender Gestaltung entgegenkommen.

Zwanzig Jahre hindurch sind die Künstler des Beskidenlandes, wie ihre Schicksalsgenossen im ober-schlesischen Industriegebiet, an Weichsel und Warthe, über alle persönliche Not und Sorge hinweg, aber durchdrungen von der großen Verantwortung ihrer künstlerischen Sendung als friedliche Kämpfer für deutsche Kunst und Wesensart mutig eingetreten. Nach der Heimkehr ins Reich erschließt sich ihnen ein neues und größeres Aufgabenfeld, ein Ansporn zu frischem Lebensmut, aus dem eine neue und starke Schöpferkraft emporenwachsen wird.



Schlesische Holzkirche  
Gemälde von Hans Ronheisner

Alfred Hein

## „Wir heißen euch hoffen!“

Gedanken um ein Goethewort

Sichtbarer als an gewöhnlichen Werktagen der Nation ist der Tod wieder unter uns aufgestanden. Er wählt scheinbar wahllos aus des Volkes Mitte den einen, der uns noch zu jung an Jahren erschien, um schon ans Sterben denken zu müssen, den andern, dem in der Fülle des Mannesalters nicht mehr das Soldatenglück hold blieb, das ihn vor zwanzig Jahren als jungen Krieger heil heimkommen ließ. Aber wir wissen es nun aus dem Weltkrieg, was wir vorher kaum ahnten: ein auf dem Schlachtfeld geopfertes Leben ist die lebendigste Mahnung und Tatverpflichtung an die Überlebenden. Vergossenes Blut ruft glühender zur Tat auf als nur versiegtes. Goethe deutete in stolzen Strophen die Ehrfurcht und die Hoffnung, die an Heldengräbern wach werden:

Und schwer und schwerer  
hängt eine Hülle  
mit Ehrfurcht. Stille  
ruhn oben die Sterne  
und unten die Gräber.

Betracht sie genauer  
und siehe, so melden  
im Busen der Helden  
sich wandelnde Schauer  
und ernste Gefühle.

Von drüben rufen die Stimmen der Toten in diesem Goethegedicht zum emsigen Weiterleben auf: „Versäumt nicht zu üben die Kräfte des Guten!“

Und die Toten halten schon die „Kronen in ewiger Stille“ bereit, die der Lohn „der Tätigen“ sind. Am Schluß des Gedichtes aber erklingen aus dem Munde der Gefallenen die erzenen Worte:

„Wir heißen euch hoffen!“

Diesen Anruf der Toten haben wir all die Jahre nach dem Weltkrieg deutlich gespürt; das Gefühl, die zwei Millionen damals seien „umsonst“ gefallen, wurde

schließlich unerträglich. Es nützte nichts, den Blick von den Gräbern wegzuwenden und das „alte Leben“ wie vor dem Kriege wieder beginnen zu wollen. Das „alte Leben“ war längst nicht mehr da. Es galt, ein neues Leben dem Volkskörper einzuhauchen. Und der Geist dieses neuen Lebens wehte uns am klarsten und reinsten an mit dem unvergänglichen heldischen Seelenhauch, der über den Gräbern des Weltkrieges ruhelos umherstreichte, bis er endlich neue tapferere Träger dieses Geistes in seinem Volke fand.

Kein Geist der Rache war das, nur ein Geist ewigen Wachseins über den heiligen unveräußerlichen Gütern des Vaterlandes. Die den Geist vorangelebt und vorangestorben hatten, ruhten nicht, bis sie ihr Vermächtnis wieder in würdigen Händen wußten.

Inzwischen haben es alte und junge Soldaten schlicht und kühn mit ihrem Blute abermals bewiesen, daß der Tod nie zu teuer ist, um neues Leben im Volke anzuzüchten. Jene aber, an deren Seite der gute Kamerad niedersank, schritten im Schatten dieses Todes um so lebensmutiger aus; mehr als tausend anfeuernde Worte verpflichtete sie der letzte Blick der Gefallenen zum Sieg über alle dem echten Geist der Nation abträglichen Kräfte.

So kam es, daß aus Millionen namenlosen Kämpfern wieder wagemutigste deutsche Kriegstaten erwachsen.

„Die Zukunft deckt  
Schmerzen und Glücke  
schrittweise dem Blicke;  
doch ungeschredet  
dringen wir vorwärts.“

Mit diesen unbekümmert in den sicheren Sieg hineinschreitenden Worten beginnt jenes an Heldengräbern gesprochene Gedicht Goethes. Schrittweise ringen wir der Zukunft Wall um Wall ab. Wir wiß-

sen zwar aus dem vorigen Krieg, daß das „Neue“, das wir uns erobern wollen, immer verschieden aussieht in unsern hoffenden Herzen und im gerechten Walten des Schicksals. Aber der Voranmarsch so vieler tapferer Toten gibt uns in allem noch so Schrecklichen trotzdem die schreckenlose Gewißheit, daß am Ende dieses Marsches der unerschütterliche Sieg winkt, schöner als wir ihn je erträumten, wenn wir nur nie „versäumen, die Kräfte des Guten zu üben“. Denn wer sein altes Leben wie ein abgetragenes Gewand hinter sich warf, um ein neues zu erobern, das wieder deutlich spürbar mitten im Herzen drin zu kei-

men und edle Frucht zu bringen beginnt, ihm kann nur Zwiefaches geschehen —: Er fällt. Dann mahnt sein Blut unerbittlicher als das der Lebenden. Denn die leben bleiben, wollen siegen. Die aber fielen, müssen es. Oder: er kämpft bis zum krönenden Sieg — und kehrt ganz von selbst als „der andre“ heim, als der mit dem Blut der Gefallenen Geimpfte, der nun und stets nach ihrem heiligen Vermächtnis handelt.

So „läßt uns alle“, um noch einmal Goethe zum Zeugen anzurufen, „der Tod in völliger Ruhe, denn wir haben die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur“.

## Jetzt stehst du vorn! . . .

Noch als der Tod die Schläfe dir berührte  
— den lang' vorher dein Herz schon ahnend spürte —  
sprachst du, mit einem Lächeln sanft und weise:  
„Ich gehe jetzt auf eine lange Reise . . .“

Dann hat der dunkle Bruder dich genommen.  
Du bist nicht mehr, wirst nie mehr wiederkommen.  
Du schläfst, sehr fest, sechs Fuß tief in der Erde.  
Du fuhrst dort hin, wo niemand wiederkehrte.

Ich aber, noch ergriffen von dem Schauer  
des Sterbens, das ich sah, das Herz voll Trauer,  
drück' doch schon fester in die Stirn die Mütze,  
wissend: Jetzt geh ich selber an der Spitze.

Ich hab' jetzt niemanden mehr, ihn zu fragen.  
Ich muß jetzt alles ganz alleine tragen.  
Mir ist's, als ob dein frisches Grab mich mahne:  
Jetzt stehst du vorn! Jetzt bist du selber Ahne!

Dich tat der Tod in seine große Kelter.  
Da ward ich plötzlich viele Jahre älter.  
Aus deiner Sand, der müden, todesfeuchten,  
nahm ich die Fackel auf. Und sie soll leuchten! . . . . .

# Der Ruf um Mitternacht

Erzählung von Johannes Linke

In einer deutschen Stadt im Osten, die einst wie so viele andere vom Mutterlande abgesprengt wurde, unterfagte der Polizeigewaltige, der dort eingesetzt war, den Bürgern, ihren gefallenen Söhnen und Brüdern eine Gedenkstätte aufzustellen, weil er meinte, durch solch ein sichtbares Zeichen werde einmal die endgültig vorübergegangene Zeit verherrlicht, zum andern aber könne es der Anlaß für irgendwelche törichten Hoffnungen, der Grundstein sozusagen für ein Gebäude der Sehnsucht werden, und dem müßte er von vornherein vorbeugen. Es wurden auch die alten deutschen Säulen und Denksteine gestürzt oder eingekellert, an ihrer Statt errichteten die neuen Herren des Landes, die aus eigener Kraft keinen Staat hatten bauen und keinen Gegner hatten überwinden können, auf dem Marktplatz ein riesiges Siegesdenkmal mit üppig wuchernden steinernen Fahnen, zwischen denen sich eine Schar von Männern und Frauen in Heldengebärde darstellte, denn je weniger ein Volk Ursache hat, Siege zu feiern, desto größer sind seine Ruhmesdenkmäler. Seltsam genug nahm sich dieses anspruchsvolle, maßlose Gebilde zwischen den streng und klar gebauten Bürgerhäusern mit ihren Lauben und den hohen Siebeln aus und führte jedem, der mit offenen Sinnen den Markt betrat, den tiefen Gegensatz von Art und Rang vor Augen, der zwischen überlegener Ordnung und größtewahnsinniger Anmaßung besteht. Was in dieser Stadt an Bauwerken stand und Bestand hatte, das war von Deutschen errichtet, von der wichtigen gotischen Stadtkirche und dem Schlosse an über das maßvolle, schöngegliederte Rathaus und die beiden Barockkirchen der Vorstädte bis zu den Zeilen der Wohnhäuser mit den einfach aber formvollendet geführten Toren und Erkern. Diese Deut-

schen also, die die Stadt erbaut hatten und sie bewohnten, durften für ihre Gefallenen keinen Stein aufstellen, weil es den Gebietern des neuen Staates nicht gefiel, und als sie nun auf stille Verabredung hin das hohe Holzkreuz im Stadtfriedhof als ihr Kriegerkreuz betrachteten und an seinen Sockel die Kränze des Gedenkens trugen, da ward tagsüber ein Wächter in den Gottesacker gestellt, der es verhindern mußte, daß an dem hölzernen Heilandsbild ein Zeichen der Erinnerung niedergelegt ward. Das war nun alles sinnlos und grundverkehrt, wie das meiste, was der neue Staat an den Deutschen tat, und er erreichte das Gegentheil dessen, was er beabsichtigte, denn eher läßt sich ein Volk alte Gerechtfame und wirtschaftliche Vorteile nehmen, eher trägt es neue Steuern und Pflichten aller Art, als daß es sich in der frommen Verehrung seiner Toten unterdrücken läßt. Hätten die Bürger dieser Stadt den Stein für ihre Kriegesgefallenen aufstellen dürfen, dann wäre damit ihr Grab geschlossen worden, so aber blieb es offen und ließ deshalb die Lebenden nie zur Ruhe kommen.

Das alles erfuhr ich in jener Nacht, von der ich euch erzählen will. Ich hatte nach langen Verdrießlichkeiten endlich die Einreisebewilligung erhalten und fuhr nun ab, um den Vetter meines Vaters, den ich nur vom Hörensagen und aus einigen überaus lebendigen Briefen kannte, zu besuchen. Der alte Herr, der sich übrigens durch geistige Zucht, Arbeit und regelmäßige Wanderungen recht jung erhalten hatte und noch eine ausgedehnte ärztliche Praxis ausübte, empfing mich mit herzlicher Freude und führte mich in sein Haus, das in jeder Hinsicht die alte Kultur bewies. Da zeigte jeder Schrank, jeder Tisch und jeder Sessel die gediegene

Kunst des Handwerksmeisters, da stand das Zinn- und das formschöne Geschirr aus Glas, Ton und Porzellan nicht zur Zierde in einem Spind, sondern wurde, je nach seiner Güte und Empfindlichkeit, alltäglich oder an den Sonntagen benutzt, an den Wänden hingen wenige, aber aus-erlesene Bilder, die große Bücherei enthielt alle Bücher, die über die Zeiten hin Wert und Bestand haben, und darüber hinaus besaß der Oheim noch Sammlungen von Gesteinen, von Holzschnittdrucken und von Kleinwerken ostdeutscher Volkskunst, die er liebevoll ausgefacht hatte und pflegte. Ich ward im Hause mit einer echten und ursprünglichen Herzlichkeit aufgenommen, ward als Gast geehrt und zugleich wie ein Familienmitglied behandelt. Die Schwiegertochter, die Witwe meines ältesten Vetzters, der in den Karpathen gefallen war, führte den Haushalt, und ihre drei Kinder waren nun selbst schon wieder erwachsen, standen im Anfang ihres Berufes und wollten im Laufe der nächsten Jahre heiraten. Nachdem eine Viertelstunde musiziert worden war und wir zur Nacht gegessen hatten, mußte ich erzählen. Ihr könnt euch kaum vorstellen, mit welchem Verlangen und welcher Ergriffenheit diese Menschen auf jedes meiner Worte hörten, denn jetzt war ich nicht mehr ihr Verwandter und Gast, sondern der Sendbote aus dem Reich, das sie als Sehnsucht und Verpflichtung in ihren Herzen trugen, dem sie aber in Wirklichkeit nicht angehören durften. Ach, sie wußten ja über das meiste, was ich ihnen berichtete, ebensogut Bescheid wie ich, und zudem sahen sie vieles aus dem Abstand her klarer und wußten das Wesentliche vom Nebenwert besser zu unterscheiden als wir Binnen-deutschen, die wir mitten in der Flut des neuen Werdens mitströmten. Sie bekamen sich mit einer Inbrunst zu Deutschland, die viele hier im Lande beschämen müßte. Von ihrer eigenen Unfreiheit und Bedrückung aber sprachen sie an diesem Abend nichts; das erfuhr ich erst später und wie nebenher.

In der zwölften Stunde erhob sich der alte Herr und sagte, nun wollten wir noch einen Gang durch die Stadt machen. Auch sein Enkelsohn und Nachfolger stand auf, während die Frauen im Hause blieben.

Wir traten hinaus in die Nacht. Der große Marktplatz war von wenigen Lampen notdürftig erhellt. Das Siegesdenkmal der Fremden war im Halbdunkel zu einer unförmigen, wirren Masse zusammengefallen und glich einem jäh zu Eis erstarrten Wassersturz. Über den Giebeln, Dächern und Türmen leuchteten die Sterne, und sie strahlten immer heller, je länger wir durch die Stadt schritten. Wir begegneten einigen Gruppen von Männern, die aus dem Gasthause kamen, die es aber, wie mir schien, nicht eilig hatten, ihre Behausung zu erreichen, vielmehr ihren Heimweg mit dem stillen oder lebhaften Gespräch möglichst auszudehnen trachteten. Wenn mir nicht ab und zu ein Schutzmann oder ein Soldat in der fremden Uniform aufgefallen wäre, dann hätte ich glauben können, ich sei in einer Stadt mitten im Reiche. Wir sprachen nicht viel, sondern nahmen die Ruhe dieser milden Nacht tief in uns auf, und jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, die sich im übrigen wohl manchmal begegnen mochten.

Als die Turmuhr der Stadtpfarrkirche dreimal geschlagen hatte, bogen wir von der Ringstraße wieder nach dem Stadtftern zu ein, und in der Tuchmachergasse überholten wir eine Gestalt, die aus der alten Zeit hierher veretzt schien. Es war ein älterer Mann, der einen überaus breiten Schlapphut trug und einen zurückgeschlagenen Umhang über den Schultern hängen hatte, der beinahe das Pflaster streifte. Am den Hals hing ihm an einer Kette ein Horn, und in der Hand hielt er einen mehr als mannslangen Stab, der unten in eine Eisenkappe auslief, oben jedoch sich in ein Johannerkreuz verzweigte. Er ging gemessenen, feierlichen Schrittes, mit der Würde, die ihm sein Gewand und die Zeichen, die er trug, auferlegten, die Gasse gegen den Marktplatz hinauf und gab mit keiner Gebärde den Gruß zurück, den ihm meine beiden Begleiter entboten. Ich wollte eine Frage an meinen Oheim richten, allein sie schien mir jetzt aus irgendwelchem Grunde unschicklich, und so ging ich stumm neben dem alten und dem jungen Manne her, mit der festen Absicht, meine Frage zu einer gelegenen Zeit nachzuholen. Wir kamen an der Pfarrkirche vorüber, deren Turm mit seinem Geviert in den weiten Platz



hinein vorsprang und mit dem Chor zwei Winkel bildete, in deren einem der Brunnen aus den vier Greifenrachen sprang und unablässig in das Rundbecken rauschte, das in einem zarten Schleier überfloß. Langsam gingen wir der Wohnung meines Oheims zu, der den Schritt verzögerte und nun, da eine der Glocken der Lorenzkirche, ein wenig voreilig und rasch, zu schlagen anfing, stehen blieb und sich umwandte. Im Schatten eines Laubens bogens stehend, hörten wir, während die erste Glocke ihren letzten Schlag tat, wie die helle Stimme der Margareten-glocke zu rufen begann. Mein Oheim, der als einziger von uns eine Kopfbedeckung trug, nahm seinen Hut ab und hob, als wolle er ferne Dinge erlauschen, hingegeben und in erwartungsvollem Sinnen den Kopf. Da hob die mächtige Glocke der Stadtkirche mit ihrem vollen, dunklen Orgelton zu schlagen an, in der großen Ruhe und Wucht, die an der Hast der Zeit keinen Anteil hat und darum dem Ewigen zuführt. Jeder der Schläge konnte voll ausschwingen und die Nacht mit seinem Klange erfüllen, ehe sich der nächste vom Turme löste und seinen Flug über die Stadt antrat. Als der letzte Glockenruf verklungen war, lag die nächtliche Ruhe noch einmal so tief als zuvor über dem Markt und den Gassen.

Da aber war ein anderer Ton zu hören, ein harter, heller Klang, als ob ein scharfes Eisen auf Steine treffe, und seltsamerweise begriff ich sofort, daß es der fremdartige Mann mit Horn und Mantelkutte war, der jetzt seinen eisenbeschlagenen Stab auf das Pflaster stieß. Und schon begann eine merkwürdig hohe Männerstimme, getragen und in einem Tone, der kein Singen war und auch kein lautes Sprechen, einem priesterlichen Psalmodieren ähnlich, den Nachtwächterspruch durch die mitternächliche Stadt zu rufen. Mir war, als habe ich diesen Ruf schon hundertfach gehört, und doch waren mir alle seine Worte neu.

Horcht ihr Alten und ihr Jungen,  
Zwölftmal ist der Ruf erklingen,  
Zwölft: das ist die Mitternacht.  
Ruht getröstet und in Frieden,  
Wieder ist ein Tag geschieden,  
Und ein neuer ist erwacht.

Jedes Wort war klar und deutlich zu hören. Der Nachtwächter stand, wie ich jetzt bemerkte, in dem Kircheneck zwischen Turm und Chor, das mit seinen hohen Mauern wie ein mächtiger Schalltrichter wirkte, der den Klang stark machte und ihm Richtung und Festigkeit gab.

Jeder Tag hat seine Sorgen,  
Schlafft und stärkt euch für den Morgen,  
Der euch neue Pflichten bringt.  
Habt ihr gestern fehl gehandelt,  
gebe Gott, daß ihr euch wandelt,  
Euch ein besser Werk gelingt.  
Brachte dieser Tag euch Kummer,  
Findet neuen Trost im Schummer,  
Denn vorbei geht alles Leid,  
Not und Gram, die uns beschweren,  
Möge Gott zum Heil verkehren,  
Gott, das ist die Ewigkeit.

Der Rufer schwieg einen Augenblick,  
ehe er wieder anhub:

Tut die Pflicht, die euch geboten  
Doch gedenkt auch des Toten,  
Der vor siebzehn Jahren starb,  
Gotthart Graf, hierselbst geboren,  
Der das Richteramt erkoren  
Und der Heimat Ruhm erwarb.

Ich fuhr zusammen. Gotthart Graf, das war ja der Name meines gefallenen Veters, dessen Sohn und dessen Vater neben mir standen. Der alte Herr hatte seinen Kopf ein wenig gesenkt, als gedenke er der längst vergangenen Zeit, der junge Mann aber blickte über die Dächer hinweg in die Sterne und in eine Zukunft empor, die dem Kriegertod seines Vaters erst Sinn und Erfüllung gab.

Der Nachtwächter aber rief weiter:

Tut die Pflicht, die euch geboten,  
Denkt auch an den andern Toten,  
Der vor achtzehn Jahren starb,  
Ludwig Horn, hierselbst geboren,  
Der das Maurerhandwerk hat erkoren  
Und der Heimat Ruhm erwarb.

Mir war das alles wie ein Traum, daß ein Nachtwächter hier in einer alten deutschen Stadt, die unter fremder Herrschaft stand, um Mitternacht die Gefallenen dieses Ortes beschwor, da aber klang die feierlich hallende Stimme noch einmal auf:

Dem, der starb, sei Gottes Frieden,  
Dem, der lebt, sei Mut beschieden,  
Geh't nun und verlöscht das Licht,  
Hütet und bewahrt das Feuer,  
Ruht getroßt, bis uns ein neuer,  
Und ein heller Tag anbricht.

Wieder war der helle, harte Klang zu hören, mit dem die Eisenspitze des Wächterstabes auf das Pflaster schlug, dann wurde es still. Ich sah jetzt, wie an einigen Stellen des Marktes Männer, die gleich uns, dem Rufe gelauscht hatten, ihres Weges gingen, sah auch, wie manches Fenster, das bisher offen stand, geschlossen wurde. Auch wir gingen nun schweigend heim. In der Diele der Arztwohnung aber saßen wir noch beisammen, und hier erzählte mir mein Oheim, was ich euch zu Anfang berichtete, wie die fremde Regierung es den deutschen Bürgern der Stadt verwehrt habe, ihren Gefallenen ein Denkmal aufzustellen, und wie nun stattdessen der Hüter am Vorabend des Geburts- und des Sterbetages eines Gefallenen die Stadt mit seinem

Namen anrufe, der so den älteren Leuten in Gedächtnis blieb und sich den Jüngeren wie feuriges Eisen ins Herz einprägte.

Ihr könnt euch denken, daß ich lange nicht einschlafen konnte, und daß mir dann, als ich endlich schlief, die beschwörende Stimme in den Traum hinein nachhallte. Ich habe dann in den zwei Wochen, die ich in dieser Stadt blieb, Nacht für Nacht am offenen Fenster oder draußen unter den Lauben gestanden, wenn die Glocke der Stadtkirche dröhnte, und habe immer wieder den gleichen Wächterruf, aber immer neue Namen gehört, und als ich endlich bewegt und zuversichtlich Abschied nahm von den Menschen, die mir lieb geworden waren, und von der Stadt, da wußte ich, daß hier die Gefallenen ein festeres Gedächtnis hatten, als wenn ihre Namen in Stein gemeißelt stünden, ja, ich wußte, daß sie selbst in der stillsten Stunde die Lebenden anriefen und mahnten und mit einem ungesprochenen, aber unlöslichen Eide banden.

## Einige Gedanken über Kunst

Von Adolf Meschendörfer

Allen Zeiten Kunst gilt dem Menschen. Am geballtesten vermag ihn der Bildhauer zu fassen. Er stellt den Menschen entblößt, allein, in den unendlichen Raum, alles, was der Meister sein Leben hindurch zu sagen hat, seine Kämpfe und Niederlagen, Rausch, Traum und herrlicher Sieg, haben Platz in einem menschlichen Körper, in einem Antlitz. Der Musiker gibt gar nur die Stimme, seine tierischen und göttlichen Laute — was wäre alle Musik, wenn wir sie nicht unseren menschlichen Gefühlen gleichsetzen könnten! Der Maler und Dichter eroberte dem Menschen den Raum, der eng oder weit gespannt, selbst dann, wenn in einer Landschaft kein Mensch auftaucht, nur menschlich gewertet den fühlenden Betrachter anruft. Aber mag der Maler und der Dichter zuweilen auch nur mittelbar zu uns sprechen, am stärksten berührt uns immer seine unmittelbare Zwiesprache mit menschlichen Herzen. Denn nicht der stoffliche Körper ist es, der ihn zur Nachahmung verführt, erst der beseelte Körper, der jeden Fleck des Marmors, jeden Fetzen der Leinwand, jeden Satz eines Romanes ins künstlerische hebt, zeigt seine Kunst. Und wie stark er beseelen kann, wie tief er unsere Seele aufwühlt, zeigt seinen Rang. Dies kleine, merkwürdige Gebilde, das wir uns als den Sitz der Seele und der Gefühle vorstellen, ist der Gegenstand der Kunst.

Hans Werner

## Vogellang auf der Frischen Nehrung

### Die Biographie eines westpreußischen Fischerdorfes und seiner Menschen

Vogellang ist eine lebendige Chronik.

Wer etwas von der Chronik eines Dorfes hört, glaubt sich in wer weiß was für vergangene Zeiten zurückversetzt. Er vergißt vielleicht dabei, daß Geschichte nicht nur geschah, sondern immernwährend geschieht. Außerdem ist die Gegenwart ja immer ein Produkt der Vergangenheit, deren Kräfte formend weiterwirken. Auch ist die Chronik nicht nur ein handgeschriebenes Buch, sondern auch erstarrt in Steinen, festgelegt in Flurnamen, dargestellt in Sondernamen der Bewohner, weiterlebend in Sitte und Brauchtum.

Chroniken sind also lebende und lebendige Mahnmale von Vergangenheit und Gegenwart, die, recht gelesen, eben zu klarer Fügung und Führung in die Zukunft mahnen. Wenn ein Dorf ein lebendiger Organismus geblieben ist, wirkt es wie eine farbenfrohe Chronik voll reichen Lebens, an dessen Gestade die Wellen des Zeitgeschehens heranbranden, in die hinein sich die weltpolitischen Ereignisse mit ehernem Griffel graben, um dem Eingeweichten und Sehenden die Entwicklung des Dorfes in die Zukunft vorzuzeichnen.

Vielleicht gibt es heute nur wenige Dörfer, die genug verpurzelte Tradition haben und dennoch lebendig geblieben sind, möglicherweise durch die Tat irgend eines Führenden. Sie liegen oft in sich geschlossen abseits der großen Verkehrsstraßen, in Tälern, auf Landzungen. Sie haben ihre Eigenarten bewahrt und ihre Reize, wirken wie ein wiedererwachtes Dornröschen. Wenn sie genug Lebenskraft besitzen, sind sie reich genug, formende Kräfte abzugeben, Kräfte in ihren Gesetzmäßigkeiten offenbar werden zu lassen.

Solch ein eigenartiges Dorf voller verschiedenster Reize, Kräfte und Gesetzmäßigkeiten ist das kleine Fischerdorf

Vogellang auf der Danziger Seite der Frischen Nehrung.

Die Lage zwischen zwei Wassern gibt dem Dörflein einen unbeschreiblichen Reiz. Über die blauen Wasser des Haffes ziehen die braunen Segel der Fischerkähne. Hinter ihnen ragen, oft verschwommen in dunstiger Luft die Elbinger Höhen auf, das „hohe Land“, wie die Vogellänger sagen. Drüben fährt, wie ein Kinderspielzeug, die Haffuferbahn und läßt ihre Rauchfahne waagrecht liegen. Steht die Sonne am Abend, dann leuchten Täler und Höhen auf, Wälder und Häuser, und klar wie in südlichen Zonen, wie überm Bodensee hin, hebt sich die Landschaft in allen Einzelheiten heraus. Weiß grüßt das Haffschlößchen und rot der seltsam geformte Turm von Cadinen.

Dann schweift der Blick zur Niederung, die Kampen entlang, die sich nur wenig über die Haffwellen erheben. Senkrecht starren ihre Pappeln in die Luft, silhouettenhaft zeichnet sich da und dort ein Gehöft ab. Dann wieder fangen die bewaldeten Dünen der Nehrung den Blick ein: Leuchtendes Braun der Stämme, die untertauchen nach oben in das Grün der Wipfel, nach hinten in das Violett der weichenden Ferne. Das Schilf wogt am Haffstrand, und das weiße Band der Straße windet sich silbern hindurch.

Nun schreiten wir durch den Wald. Es ist noch Wald, kein Forst! Farne, üppig und voll, Wacholder, der „Machangelboom“ des Märchens, starr, rissig, dunkel und urgeheimnisvoll, Eberesche und Eiche, Birke und Buche, Lärche und Tanne, Kiefer und Fichte, alles in buntem Durcheinander, besonders reizvoll, wenn im Frühling die wartenden Birken sich mit dem zarten Schleier zieren, oder



Vogelsang auf der Frischen Nehrung  
 Nach einer Federzeichnung von G. Wentscher

der Herbst die Laubbäume farbenfroh schmückt. Vom Hasse her der Schrei der Rohrdommel, das Geschnatter der Enten, durch die Stille des Waldes Vogellaute aller Art, durchhämmert vom Takte des Spechtes. Ein Hasse huscht über den Weg, ein Reh äugt herüber, ein Hirschpaar mit den Jungen äst auf der Waldwiese. Der scharfe Duft des Fuchses liegt in der Luft. Welche Wunder birgt die Kleintierwelt! Faltern und Käfer, Spinnen und Raupen. Wieviele Arten von Flechten hängen an den Bäumen, wieviele Moose polstern den Boden. Von Jahr zu Jahr schiebt sich die Flora der Hauptdüne über den Weg in die Vordüne hinein, klettern Erd- und Heidelbeeren, die Blau- und die Himbeere über den Sand dorthin. Vergessen wir auch nicht unsere Brüche mit ihrer reichen Pflanzenwelt und gehen wir nicht vorüber an der nordischen Linnea, diesem Boten aus Arvelstagen, die im norddeutschen Flachlande so selten anzutreffen ist. Zaghaft leuchten ihre blaurosa Blüt-

chen, aber ihr honigsüßer Duft lockt uns schon meterweit an. Niedriger werden die Föhren, je näher wir dem Strande kommen, kriechend am Boden, sich duckend vor dem scharfen Seewinde. Eine Kiefernmißbildung, der Lampenputzer, der Zylinderrwischer, umzäunt, eine einmalige Erscheinung weit und breit. Dann stattliche Stranddisteln, ein Tummelplatz der Tierwelt der Düne; und viele kleine Trichter warnen vor der Lücke des Ameisenlöwens. Dann plötzlich, hinter dem wiegenden Haschspiel der Strandgräser: das Meer!

Immer in Augenhöhe bleibt der Horizont. Schäumend brechen sich die Wogen am Strande, der sich nach Osten wie nach Westen im Bogen herumzieht. Wolken am Himmel, bald hell wie weißflockiges Wollgras im Bruch, bald dunkel und schwarzblau voll Gewittersturm. So wechselt auch das Meer seine Farbe und seine Wucht. Wenn die Stürme tosen, lecken die Wellen sogar die Dünen hoch und spritzen schäumenden Gischt auf die

Gräser. Täglich, ja stündlich ein wechselndes Bild, immer farbenfroh, immer lebendig.

Tausende von Jahren branden die Wogen donnernd an diesen Strand. Aus dem Widerstreit zweier Gewalten ist die Nehrung geboren, aus der Kraft des Weichselstromes, der zwischen den beiden Höhenzügen der Danziger und der Elbinger Berge hervorbrach, und den Strömungen des Meeres. In jener Zeit schon mag sie die endgültige Formung gefunden haben. Der Sturm besorgte dann den Höhengaufbau, indem er den Sand zur Düne ballte und die Wanderdünen vor sich hertrieb, bis der Pflanzen Wurzelgeflecht ihnen Einhalt gebot. „Tönenden Sand“ birgt unser Strand, und die dunkeln Streifen sind magneteisenhaltiger Sand, dessen Ausbeutung an anderer Stelle schon erprobt wurde, und die, wenn Rohstoffversorgung einmal dazu zwingt, auch bei uns einmal vorgenommen werden könnte.

Oft ist der Strand ein Kirchhof der Tiere. Wenn anhaltender Landwind die Haffmückenschwärme übers Meer treibt und sie dann dort keine Möglichkeit zum Ruhen finden, nimmt das Meer sie auf. Die Wogen spülen sie an die Küste. Zu Milliarden liegen sie dann in einem breiten, hohen Wulst kilometerbreit den Strand entlang. Bald wieder sind es Rohlweißlinge mit zerfetzten Flügeln, bald wieder die kleinen Marienkäferchen. Jeden Tag ist anderes Strandgut da, Körbe, Kisten, sprossende Baumstämme, Flaschenpost. Die wunderbarste Gabe aber ist — außer den Fischen — der Bernstein. Wenn die großen Frühlings- und Herbststürme tosen, sieht man in aller Herrgottsfrühe die Fischer am Strande. Sie pökern und stochern in dem Schlick und Tang herum, fischen, im Wasser stehend, nach dem Bernstein. Tagsüber ist dann beim Bernsteinabnehmer des Dorfes reger Betrieb. Manch härtiger Fischer schiebt sein Priemchen befriedigt in die andere Bude. Aber gegen früher hat der Bernsteinreichtum gewaltig nachgelassen. Die alten Chroniken geben über reichere Funde Nachricht. Der Fischer liebt den Bernstein, und die Frauen schmücken sich gerne mit ihm. Das Meer aber schafft mit seinem Gold die Brücke zu einer

fernen Vergangenheit und hebt uns aus der begrenzten Zeitlichkeit heraus.

Auch mehr als ein Menschenalter haben die Baumriesen unseres Waldes erlebt. Da stehen die „Champagner-Eiche“ an der „Grenze“, die alte Eiche und die „hohle Ling“ im Jagen, die Eiche auf dem Bäkterberg, die alte Kastanie vor dem Winterfeldthaus, die Eichen- und die Buchenhaine Pröbbernaus. Können sie nicht, daß einmal die Nehrung Laubwald getragen hat? Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist der Wald abgeholzt worden, nachdem zuvor mit vielen kleinen Sünden gefrevelt worden war. Die Ruffen hatten in Weilern viel Holz zu Holzkohle verbrannt und zu Teer verarbeitet. Noch heute finden wir verfohlte Hölzer. Einheimische und fremde Fischer haben reichlich Holz für ihren Fischereibedarf dem Wald entnommen, oft wurde der Waldboden nach Bernstein durchwühlt und nicht mehr zugeschüttet. Alles zum Leidwesen der ganzen Nehrung. Die Sünde der Abholzung rächte sich: die Dünen der Nehrung begannen wieder zu wandern. Schwierig und teuer gestaltete sich die Aufforstung und verschlang mehr, als die Ausnutzung des Waldes und seine Abholzung eingebracht hatte. Man schafft nicht mehr Forsten mit größtmöglich schnellem Nutzen, sondern versucht die Lebensgemeinschaften natürlicher Art zu fördern. Darum setzt man viel Laubholz und be- gegnet dadurch auch am besten dem Ungeziefer, das die Einseitigkeit der Durchforstung liebt. Das ist schon mit großem Erfolg geschehen. Einzelne Stellen erinnern an den lieblichen Thüringer Wald, andere an die Wucht der Harzwälder. Niemand vermutet bei uns dramatische Wandlungen zwischen Höhen und Tälern.

Aber der Wald bringt uns wenig Verdienst. Ist er doch mehr ein Schutz- als Nutzwald. Wenige Frauen sind beim Pflanzen beschäftigt, wenige Holzarbeiter. Wohl ist der Wald beerenreich, aber es bietet sich keine Abzahnmöglichkeit. Neuerdings ist der Arbeitsdienst eingesetzt zur Harzgewinnung, und es ist ein eigentümliches Bild, überall die kleinen Näpfehen eingeklebt zu sehen, die zum Schutze gegen den Regen ein kleines Klappdeckelchen tragen. Einige zur Saatzeit bestimmte

Bäume haben besondere Zeichen. Der Arbeitsdienst trocknet die Zapfen und entsamt sie.

In diesen Dreiklang Haff-Wald-See eingebettet, liegt nun unser Dörflein Vogelsang. Still und friedlich streckt es sich am Haff entlang. Durch den Wald führt die jahrhundertealte Poststraße, über die bis vor wenigen Jahren der nicht allzustarke Verkehr ging. Die Königin Luise sei sie — so möchte eine Überlieferung es gerne wahr haben — in den Unglücksjahren Preußens entlanggefahren. Seit 1934 ist eine Straße am Haff entlang geschaffen worden. Wenn sie auch noch des Ausbaues bedarf, so bedeutet sie doch eine Erschließung unseres Dorfes.

Die Postkutsche ist die einzige Fahrverbindung, die wir nach beiden Seiten hin besitzen. Am Alltag liegt das Dörflein still und verlassen da. Dann und wann ein Lieferauto, öfters schon die Holzfuhrwerke und sommertags übers Wochenende schon häufiger die Kleinautos. Der Postbote bringt einmal täglich die Post. Die Sonnabendmorgenausgabe am Montag über Mittag. Früh genug für uns. Flieger überqueren zu den bestimmten Zeiten das Dörflein, nachts blinken die Leuchtfeuer auf vom hohen Lande her. Durch den drahtlosen Dienst erhalten wir Kunde von dem Wirken in der Welt.

Aber die Geschichte geht nicht spurlos an uns vorüber. Immer wieder schlagen und brandeten ihre Wellen laut und vernehmlich an unseren Strand, und immer lebten wir das große Schicksal mit. Denn bis in unsere Tage hinein verfolgte uns Grenzlandschicksal, war doch unser Raum Grenzlandschicksal seit Jahrtausenden. Das bestätigen uns die Funde, das besagen die Überlieferungen, künden die Flurnamen, erzählen die Chroniken.

Ein Gang durch die Geschichte unseres Dorfes offenbart uns ja auch all die Kräfte, die zur Formung des Dorfes und seiner Bewohner beigetragen haben. Aufgabe einer Dorfgeschichtsforschung ist es — und darin zeigt sich ja die Notwendigkeit der Geschichtsschreibung auch für die kleinsten Landschaftsgebiete —, diese erkannten Kräfte abzulehnen oder ein-

zuspannen zur Weitergestaltung der Dorfgemeinschaft in die Zukunft hinein.

Aufschlussreich sind zunächst die Funde, die uns die Wissenschaft des Spätens deutet. Für die Kurische Nehrung weisen bedeutende Siedlungsfunde auf Besiedlung in der Steinzeit hin. Die Frische Nehrung kennt nur Einzelfunde. Ist sie deswegen weniger dicht oder gar nicht besiedelt gewesen? Wir müssen erwägen: auf der Kurischen Nehrung deuten die Wanderdünen immer wieder alte Siedlungsstätten auf. Die Frische Nehrung erstarrte schon früh durch Bewaldung und Aufforstung. Seitdem nun auch auf ihr durch Straßenbau u. a. große Bodenbewegungen vorgenommen wurden, häuften sich auch die Funde aller Art (Steegegen, Stutthof, Hinterstutthof, Bodenkügel, Vogelsang, Pröbberbau bis Neukrug hinauf). Der Sand birgt sicherlich noch viele Geheimnisse.

Die Funde auf der Nehrung sind jüt-ländischer Prägung und weisen darauf hin, daß die ersten Menschen unserer Heimat nordischen Schlags sind. Größere Arbeiten heutiger Forscher weisen unserem Gebiete immer wieder Grenzcharakter zu.

So schneiden sich in unserm Raume vor etwa 5000 Jahren die großen Kreise der nordischen Tiefschiff- und der nordosteuropäischen Kammerkeramik. Später wird er Siedlungsgebiet der Großsteingräberleute und der Schnurkeramiker, dann Grenzland zwischen Germanen und Balten. Vielleicht haben sich gerade im Gebiete Vogelsangs Grenzlandkämpfe abgespielt, wenn hier wirklich das (noch immer umstrittene) alte Tief durch die Nehrung gelegen und eine Grenzscheide gebildet hat. Basternen und Skiren durchströmen den Raum und weichen vor den Burgunden, Vandalen und den nachstoßenden Goten. Unser Raum bleibt Grenzland zwischen ihnen und den östlich sitzenden Pruzen. Aber kein Slawe läßt sich hier blicken. Selbst als ein großer Teil der Ostgermanen in den Schwarzmeerraum auswandert, drängen bei uns nur die Pruzen nach. Um 1000 nach der Ztw. durchfluten die Wikinger die schmale Landzunge. Von da ab wird das geschichtliche Zeugnis um Vogelsang immer klarer.

1229 beherrscht der Fürst Schwayno, ein Verwandter der Prusen, unseren Raum (was von manchen Forschern angezweifelt wird). 1249 wird er vom Deutschen Ritterorden zum Dank für gewährte Hilfe an den pomoranischen (nicht polnischen) Herzog Swantopolk überlassen. Seine Herrschaft kann in den zwei Jahren der Überlassung (1251 ist er wieder in den Händen des Ritterordens) keinen kulturellen Einfluß gehabt haben. 1339 wird Vogelsang das erste Mal als Ordenshof erwähnt, in dem der Fischmeister von Cadinen der Komturei Elbing seinen Sitz hat. Höchstwahrscheinlich hat das Dorf den Namen des Ordenshofes erhalten, ist aber selber eine um mehr als 100 Jahre, wenn nicht noch ältere Siedlung.

Wie mag der Ordenshof und damit der Ort zu dem Namen Vogelsang gekommen sein? Die erste Siedlung im Weichselraum, bei dem dann sofort gegründeten Thorn, die von den Ordensrittern bezogen worden war, trug den Namen Vogelsang. Später wurden oftmals Siedlungen so benannt, so bei Braunsberg, Elbing u. ä. Wohl immer sind es landschaftlich reizvolle Gegenden, und diese beiden Umstände: Erinnerung an die erste Siedlung und die Schönheit der Landschaft mögen zur Namensgebung geführt haben.

Die Ruinen des Ordenshofes liegen unter der ersten Düne am Strande, rund 200 Meter westlich von Haelings Seeweg, verschüttet. Bei großen Stürmen, die die Wellen bis zu den Dünen hinauf-treiben, daß sie nachher wie senkrecht ab-geschnitten erscheinen, kann man ihre Reste erblicken. Fischer wollen in der Nähe, schon im Meer, noch weitere Reste von Mauern und einen Brunnen ent-deckt haben, daran ihre Netze zerreißen. Doch sind diese Angaben sehr anzuzwei-feln. Die Sage von Funden aller Art, Ringen, Schmuck, Gold usw., sind im Volksmunde noch lebendig.

Die Existenz des Ordenshofes, der vielleicht sogar aus mehreren Teilen be-stand, wovon der Hauptteil an der er-wähnten Strandstelle, ein anderer viel-leicht am „Wall“ gelegen haben mag, ist damit erwiesen. Fraglich ist noch, ob der Ordenshof an einem Tief gelegen hat.

„Tief“ bedeutet die Wasserverbindung zwischen Haff und Meer, wie wir eines heute für die Frische Nehrung nur bei Pillau kennen. Es hat aber an verschie-denen Stellen zu verschiedenen Zeiten Tiefs gegeben. Das älteste soll das bei Vogelsang sein. Viele Forscher nehmen aus historischen Gründen hier ein Tief an und glauben, daß Wulfstan um 1000 her-um, als er nach Truso bei dem heutigen Elbing fuhr, durchs Vogelsanger Tief gekommen ist. In der Nähe der Burg-ruine befindet sich eine sehr langgestreckte tiefe Schlucht zwischen den Dünen: die „Marine-Ed“. Die Verbindung von dort zum Haff hin ist über Haelings-Seeweg unschwer herzustellen. Gerade für die Schluchten dieser Gegend gehen Sagen und Überlieferungen um über ver-sunkene Schiffe und begrabene Seeleute. Hier das Tief angenommen, würde der Ordenshof eine Lage gehabt haben, die ihm eine sichere Kontrolle über die Durchfahrt ermöglichte.

Undererseits verläuft eine Senke auch in der Nähe der „Grenze“, wo die „Champagner-Eiche“ steht. Davor sollen große Einfahrtssteine in Haff liegen, die in Jahren, in denen das Wasser sehr zurück-tritt, sichtbar werden. Auch die uralte Bezeichnung „Grenze“ für die Stelle gibt zum Nachdenken Anlaß. „Grenze“ heißt nicht etwa die bis zum September 1939 durch die Abtrennung geschaffene, unsin-nige Zollgrenze zwischen Vogelsang und seinem Kirchdorf Pröbberau, sondern die Gemarkungsgrenze nach Westen, dem Nachbardorf Bodenwinkel zu. Boden-winkel selber ist auf Karten von 1720 noch nicht erwähnt und möglicherweise die Gründung von zurückgebliebenen Schwe-dischen Soldaten. Diese spätere Entfte-hung im „Bodenwinkel“ (oder Buden-winkel?) brachte es mit sich, daß eine ganz anders geartete Bevölkerung an-fässig wurde, die sich vielfach von den Vogelsängern, genauer gesagt, Vogel-sängern, unterschied. Die Hochzeiten der Vogelsänger gehen schätzungsweise zu mehr als 90 v. H. nach Pröbberau hin und darüber hinaus, während nur der Rest sich nach Bodenwinkel und weiterhin wendet und das noch vorwiegend in der neueren Zeit. Von den ermittelten Stammvätern der achten Generation

stammen rund 110 von der Pröbber-  
nauer Seite her und nur 6 oder 7 aus  
Bodenwinkel. Unsere Sippennamen  
Wellm, Popall u. a. kehren in Boden-  
winkel nicht wieder, während wir bei uns  
in Vogelsang die Bodenwinkler Bahrs  
und Gnoskes usw. vermissen. Die rassens-  
kundlichen Erhebungen, die auf Veran-  
lassung des Danziger Landesmuseums  
durch Günter Zimmermann, Berlin,  
in Vogelsang und Bodenwinkel durchge-  
führt wurden, ergaben hinsichtlich Größe  
der Bewohner, Farbe der Augen und des  
Haares starke Unterschiede zwischen den  
Bevölkerungen beider Ortschaften. Zim-  
mermann schreibt: „Bestimmte Beob-  
achtungen geben Anlaß zu der Vermu-  
tung, daß Bodenwinkel und Vogelsang  
an der Grenze zweier sich schneidender  
Bevölkerungskreise liegen, die sich in  
diesen beiden Orten überschneiden.“

Das Ergebnis würde noch offensicht-  
licher werden, wenn man Pröbber-  
nau in die Untersuchung einbeziehen würde.

Die Lebenserfahrungen seit Jahr-  
zehnten sprechen auch für die rassische  
Verschiedenartigkeit der beidortigen Be-  
völkerung. Von allen Nehrungsdör-  
fern hat nur Bodenwinkel die besondere  
Form der „Angellähne“, in den Revolu-  
tions- und Nachkriegszeiten haben sich  
die Dörfer vollkommen anders verhalten,  
in Sitte und Brauchtum gehen sie aus-  
einander. Diese „Grenze“ ist noch immer  
vorhanden und läßt sich nicht verwischen,  
wenn sie auch nicht feindselig in Erschei-  
nung tritt. Was könnte aber eine solche  
Scheidung am schärfsten herbeigeführt  
haben, wenn nicht ein Tief?

Die Ordenszeit muß wirtschaftlich eine  
Blütezeit gewesen sein, besonders bedingt  
für unsere Bewohner durch den Stör-  
fang, der in jener Zeit den Hauptverdienst  
gewährt.

1429 ist ein Luthold von Schaderis  
Störmeister auf der „Nerië“, und die  
Handfeste von Vogelsang vom Juli 1439  
für den Krüger Bartelmes Badeske gibt  
diesem wohl die Fischerei im „Habe“  
frei, aber „unschädlich unserer Fischerei“,  
d. h. der Fischerei des Ordens mit dem  
Keudelgarn auf Störe.

1454 geht das Land in Danziger Besitz  
über, was aber erst 1509 endgültig be-  
stätigt wird. Während dieser Zeit waren

die Steuern in einem eisernen Kasten  
aufbewahrt worden, der in der Burg  
Vogelsang stand. Der Schlüssel dazu muß  
um 1800 noch vorhanden gewesen sein, die  
Zeichnungen zu ihm sind noch bekannt.  
Aus der Danziger Zeit besitzen wir im  
Reichsarchiv Danzig in dem „Nehrungs-  
schen und Scharpewischen Amtbuch“ eine  
unerschöpfliche Quelle unseres kulturellen  
Lebens.

Aus allen dort erhaltenen Verhand-  
lungen und Auseinandersetzungen geht  
eindeutig hervor: Es sind deutsche Men-  
schen, die kommen und gehen, die hier-  
bleiben und ihre Sippen aufbauen, wenn  
sie erbmassenmäßig zwischen zwei Was-  
sern bestehen können. Daran ändert auch  
nichts, daß 1410, nach der Schlacht bei  
Tannenberg, die Litauer und Tartaren  
die Nehrung durchstreifen, daß 1624—29  
die Schweden auf ihr hin- und herziehen  
und im polnischen Erbfolgekrieg Polen  
und Russen vorübergehend ins Land  
kommen.

Dann ergreift Preußen von Vogelsang  
Besitz und schafft deutsche Menschen ins  
Land. Wer wollte annehmen, daß in den  
kurzen Zeiten der „Freistaatherrlichkeit“  
1807—1814 und jetzt ab 1920 fremdes  
Blut eingeströmt ist? Nordisch ist die  
Blutsunterlage gewesen, deutsch ist der  
Boden und der Mensch geblieben, und  
staatszerhaltend hat er sich bewiesen durch  
alle Wechselfälle der Geschichte hindurch.

1866, 1870/71, im Bogeraufstand in  
China, immer hat das Dorf seine Men-  
schen gesandt, der Weltkrieg forderte auch  
bei uns seine Opfer. Die Revolution  
1918 zerschellte an der Gradlinigkeit des  
Wesens unserer Bevölkerung, kein  
marxistischer Gedanke faßte hier Fuß,  
Ruhe und Sicherheit blieben ohne beson-  
dere staatliche Aufsicht von allen gewahrt.  
Nie wurde eine Stimme für die  
Linksparteien abgegeben. Als  
der Ruf des Führers, spät zwar erst, in  
unsere Stille drang, fand er alle Men-  
schen für sich bereit. In den letzten drei  
Wahlen stimmten die Vogelsänger mit  
100 v. H. für die NSDAP., auch hier  
das Wort bewahrheitend: die Ärmsten  
— die Getreuesten.

Vogelsang ist aus zwei Ortsteilen ge-  
bildet, der eine, langgestreckt im Westen,  
„Vogelsang“, gab dem ganzen Dorfe

den Namen, der andere, im Osten, ein Hausendorf, heißt „Neue Welt“. Ob Neue Welt nach seinem Gasthaus heißt oder umgekehrt, steht dahin. Ehemals muß es der „Niederorth“ genannt worden sein, wie es aus einer Kirchenbucheintragung aus dem Jahre 1734 hervorgeht.

Vogelfang hat die typische Form eines Fischerdorfes auf der Nehrung. Wie in jeder anderen Gegend, paßt sie sich den Bedürfnissen des Berufes und der Landschaft an. In allen Nehrungsdörfern, auch in denen der Binnennehrung, denen die Niederung im Laufe der Jahrhunderte zugewachsen ist, war stets die Haffgegend der Lebensraum. Darum geht nur dort die Straße, und die Häuser bauen sich längs der Nordseite auf, klettern dort die letzten Dünen hoch, um vor dem Hochwasser des gestauten Haffes sicher zu sein. Wo der Wald eine Lichtung ließ, die mit angeschwemmtem Land gefüllt worden war, wie es teilweise in Neue Welt geschehen ist, entwickelte sich ein unregelmäßig gelegenes Hausendorf. Seine Häuser standen auf den leichten Bodenwellen, und es fand seine Begrenzung durch die Ausdehnung des Waldes. Von dem Straßendorf aber gingen die Seewege aus, die der Fischer, der ja auch der Seefischerei oblag, benutzen mußte. Manchmal sind es nur Fußsteige, manchmal auch rechte Fahrwege geworden, weil doch im Herbst und Frühling die Boote von hüben nach drüben oder umgekehrt geschafft werden müssen. Die Wege wurden zu beiden Seiten mit Häusern bestellert, so entwickelte sich ganz naturgemäß die Anlage unserer Nehrungs-Fischerdörfer.

Wir wohnen in einem Fischerdörfchen ohne Raum. Die Dorfslur umfaßt mit den zugehörigen Haffgewässern 2 200 539 Quadratmeter. Davon sind aber 80,1 v. H. Wasser! Nur 15 v. H. liegen im Besitz der Bewohner. Der Boden selber gehört zur letzten Steuerklasse und oft, nach windreichen Tagen, kann man ihn beim Nachbarn suchen. Die Röhre müßten — wie man es doch ehemals von Hela behauptete — grüne Brillen tragen, damit sie den Sand für Gras ansehen. Rechnen wir nur das uns verbleibende Nutzland, so kommen bei uns 1067 Menschen auf 1 qkm, nehmen wir das gesamte Land

einschließlich Wege und Anland, so sind es immer noch 804, und erst wenn wir — die doch wahrlich nicht ertragreichen und mit keinem Boden vergleichbaren Haffgewässer zurechnen, wohnen immer noch 159 Menschen auf 1 qkm. Wir gehören wirklich zu den landärmsten Dörfern unseres Vaterlandes. Als 1920 Danzig und Deutschland darüber einig wurden, daß Vogelfang zu Danzig geschlagen werden sollte, erwirkten die Vogelfänger sich für ihre Röhre das Recht zur Waldweide. Für den Wald ist das nicht schön, und für uns bedeutet es auch nur einen Tropfen auf den heißen Stein. Wegen dieser Not, die wir buchstäblich am eigenen Leibe spüren, können wir Deutschlands Not begreifen mit all ihren Folgerungen. Wir selber sind in bitteren Jahren ein Anschauungsgegenstand gewesen, waren ein Deutschland im kleinen. Auch wir gewinnen Raum nach denselben Gesetzen: Wir karren den Sand der Dünen ins Haff und reichern ihn mit Schlick an, Landgewinnung, bei der der Arbeitsdienst uns hilft. Wir versuchen, durch verschiedenste Formen der Düngung den Ertrag auf dem kargen Lande zu steigern. Wir forschen nach Gewächsen, die ertragreicher sind, und wollen die raffisch-besten auswählen. Und da all das unsere Not kaum lindert, suchen wir — Kolonien, d. h. Vogelfangs Männer arbeiten fern von ihrem Heimatdorf in Ostpreußen. Manch einer wird sich wundern: Fischerei auf zwei großen Wassern nährt nicht ihren Mann, läßt solch ein kleines Dorf verkümmern? Das hat seine Gründe.

Tatsächlich ist der Fischreichtum in unserer Ecke zahlen- wie wertmäßig zurückgegangen. Die ergiebigen Störfänge versiegten bis 1800 vollständig, so daß die ganzen Nehrungsdörfer die Fischereiberechtigungen abgaben. Wohl flackert um 1880 der Störfang für wenige Jahre noch einmal auf. Unsere Vogelfänger fahren damals sogar bis Thorn hinaus, kaufen die dort gefangenen Störe zum Räuchern auf — das war nämlich eine besondere Kunst — und sehen dann diese Räucherware in jener Gegend wieder ab. Als aber die Rogat zugehämmert und unsere Haffede damit ein totes Gewässer wurde, das nach und nach verlandet und

verschilft, geht nicht nur der Stör fort, sondern verschwinden auch alle Edelfische mehr und mehr aus unserm Boddenwinkel.

Eine besondere Schicksalsangelegenheit sind auch die Herings- und Sprottenzüge. Manchmal sind sie überreich da, dann bleiben sie wieder ohne ersichtlichen Grund jahre-, ja jahrzehntelang aus. Doch das große Schicksal, auf Jahrzehnte gesehen und darin wieder auf die Monate der einzelnen Jahre zurückgeführt, gleicht schlechte Zeiten durch gute immer wieder aus. Da griff die Menschenhand zerstörend ein, und das Grenzlandschicksal und -elend wurde auch bei uns offenbar. Ehedem hatte unsere ganze Küste das große Absatzgebiet des Ostens zur Verfügung: Westpreußen, Posen waren unsere Abnehmer. Uns Vogelfängern im besonderen standen der Elbinger Markt, die kleinen Dörfer am Hohen Lande dazu offen. Der Versailler Vertrag trennte uns von unserm Marktgebiet. Wohl durften wir in deutschen Gewässern fangen, aber nie dort etwas absetzen oder verkaufen. So blieb uns nur der Danziger Markt. Solange Polen uns die Fische abnahm, verdienten unsere Fischer wie auch die Räuchereien. Dann aber bauten die Polen ihre Fischereiflottillen aus, zogen sich vom Danziger Markt zurück, droffelten uns ab. Danzig allein konnte unserer Küste nicht das Absatzgebiet des ehemaligen weiten Hinterlandes ersetzen. So fand sich für die vom Schicksal bestimmten schlechten Zeiten kein Ausgleich mehr. Denn waren reichlich Fische da, deren Fänge dem Fischer als Ausgleich gegen die schlechten endlich die guten Zeiten beschert hätten, wurde notgedrungen der Fang eingeschränkt. Nachdem nun alle Grenzen gefallen sind und uns Vogelfängern ein Hinterland für unseren Absatz zur Verfügung steht, das sogar größer ist als vor dem Weltkriege, können wir seit zwei Jahrzehnten endlich wieder einmal getrost und hoffend in die Zukunft sehen.

\*

Nur wenige, aber naturgemäß die ältesten unserer Fischerhäuser, die ihre anderthalb Jahrhunderte auf dem Buckel tragen, sind Holz- und Fachwerkbauten, einige noch mit Schilf und Rohr gedeckt. Die Balkenhäuser haben oft eine eigentümliche Geschichte. Ehedem kamen Memel

und Pregel herunter aus Rußland her die Teerkähne gefahren. Wenn sie in Tilsit oder Königsberg ihre Teerlast losgeworden waren, wurden die Kähne nicht mehr zurückgefahren, sondern auch versteigert. Aus solchem Holz ist z. B. das Haus von Richard Wellm — Neue Welt — gebaut. Der Fachwerkbau war wohl die unserer Gegend angepasste Bauart. Heute verschwindet er mehr und mehr und macht dem roten Ziegel Platz, der nicht so schön in der Landschaft steht.

Der ursprüngliche Grundriß der Häuser entspringt dem Raumbedürfnis des Berufes und des Menschen. Ein Flur, von vorne und hinten zugänglich, mit dem offenen Herde an der Wohnseite versehen, der von zwei, auch drei Familien einträglich benutzt wird, trennt die Wohnräume von den Stallungen. In den offenen Herden hängen die Räucherschinken und Würste; wenn der Regen hineinstiebt, regnet es Ruß und Teer hinunter. Die Stuben sind meist klein und niedrig, die Balken der Decke sind mit Haken versehen, daran die Netze zum Trocknen gehängt werden, wenn anhaltend feuchte Bitterung ist. Vor den Hütten stehen waagerechte Stangen. Darüber werden die Gezeuge gelegt, um sie auszupulen, auszuboddern und auszubessern. Daran stehen sich paarweise die Familienmitglieder gegenüber und arbeiten gemeinsam. Geschickt greifen die Hände in gleichem Rhythmus nach, und keine Minute darf gezögert werden, denn die Stunden eilen. Der Fischer hat keine Zeit zu erübrigen, geht doch bei manchen Fangarten, wie z. B. beim Fang mit Angelschnüren, die Arbeit von 3 Uhr nachmittags bis zum andern Nachmittag um drei Uhr, um dann wieder zu beginnen. Wenn der Wind immer günstig steht, hat der Fischer in den ganzen Sommermonaten vielleicht drei bis vier Stunden Schlaf täglich.

Aus der Reihe der Dorfhäuser heben sich die „repräsentativen“ heraus, die oft gar kein so schönes Gepräge haben: die Gasthäuser und die Schule. Drei Gasthäuser auf 350 Menschen war ein wenig viel, so daß keines von ihnen leben noch sterben konnte. Glücklicherweise ist jetzt eines zum Schullandheim (von St.-Johann-Danzig) umgewandelt und hat auch

ein schönes Gesicht bekommen. Auf unsere Dorfschule sind die Dorfbewohner stolz. Sie wurde gerade in den letzten Jahren verbessert und verschönert, wofür wir den zuständigen Behörden aufrichtigen Dank wissen. Macht sie schon im Äußeren gar nicht mehr den früher bei Schulgebäuden so mißliebigen und mißlichen Eindruck einer Dorfschule, so ist der Klassenraum durch Zusammenwirken vieler Stellen besonders schön geworden. Ihn schmücken von Vogelfängern gewebte Vorhänge, der Stuhl ist heimische Binsenarbeit. Und die Wand zielt, worauf wir besonders stolz sind, ein Bild unseres Generalfeldmarschalls Hermann Göring mit seiner persönlichen Unterschrift, eine Auszeichnung, die wir uns für eine große, grundlegende Sippenarbeit, eine Dorfgemeinschaftsarbeit, erworben haben.

Es ist nicht möglich, hier allem Brauchtum unseres Dorfes nachzugehen, aber eine Sitte soll erwähnt werden, die der gesamten Nehrung eigentümlich ist: die Totenwache.

Am Vorabend des Begräbnisses kommen Verwandte und Freunde des Toten zusammen, um ihm noch eine Ehre zu erweisen. In einem besonderen Zimmer ist der Tote allein aufgebahrt. Kerzen werden ihm angezündet, alle seine Angehörigen versammeln sich um ihn. Aus den andern Zimmern sind alle Möbel entfernt, sie werden nur mit Tischen, Stühlen und Bänken besetzt. Gegen neun Uhr abends kommt der letzte Besucher und alle singen religiöse Lieder, recht lange Lieder mit unheimlich vielen Strophen sind am beliebtesten. Ein Vorsänger wählt sie aus und stimmt sie an. Ruhe und Ehrfurcht herrscht in allen Räumen. Nach 5 bis 6 Liedern beginnt ein anderer Teil. Auf den Tischen stehen schon von Anfang viele Flaschen Machandel und große Wassergläser, dazu genug Zigarren und anderes Rauchzeug. Die großen Gläser werden mit dem Schnaps gefüllt und mit sehr viel, oft mehr als einviertel Glas voll Zucker gesüßt. Dann kreist der Becher durch die Runde, jeder nimmt einen herzhaften Schluck, klopft darauf mit den Knöcheln auf den Tisch und reicht dem Nachbarn die Hand. Nun erst trinkt dieser Bescheid. Ist das Glas geleert, wird's wieder gefüllt. Die Frauen aber erhalten

süßen Likör. Die Angehörigen erscheinen nun mit großen Kannen duftenden Kaffees und mit Bergen von Kuchen. Bei uns sind drei Sorten üblich: Strizel, Streuzel- und Sandkuchen. Man langt gerne zu, und es entwickelt sich bald eine ungewollene Fröhlichkeit, daß des Toten fast ganz vergessen wird. Die Stimmung nimmt zu, bis nach 12 Uhr — niemals vor Mitternacht darf man gehen, sonst ist man als der Nächste dem Tode verfallen — sich die ersten auf den Heimweg machen. Jeder darf aber bleiben, solange er will, und muß bewirtet werden, bis es ihm gefällt zu gehen. Bevor man das Trauerhaus verläßt, nimmt man noch Abschied von dem Toten in der stillen Kammer.

Solch eine Totenfeier verzehrt einen großen Anteil des Sterbegeldes, das den Fischern zusteht. Manche Familie könnte es nutzbringender anlegen, aber jahrhundertelang verwurzelte Sitten lassen sich nicht schnell aus dem Erbreich des Brauchtums herausreißen.

Sehr reich ist das Brauchtum auf der Nehrung überhaupt nicht. Man darf beim Nehestrecken nicht von Kirche und Pfarrer sprechen, sieht seinen Besuch auch nicht gerne bei der Fischerei. Das Kirchengehen wird auch immer seltener, viele Sonntage ist niemand auf dem Wege nach Pröbberau. Die Grenze spielte auch eine Rolle dabei. Wenn der Fischer hinausfährt, wendet er sich nicht noch einmal um, wünscht auch nicht an- oder zurückgerufen zu werden. Einzelne kennen das „zweite Gesicht“, sehen den Tod als Bierken im Boot sitzen, das nur mit Dreien bemannt ist. Sie ahnen, daß die nicht mehr heimkehren können. An solchen Kleinigkeiten ist das Leben reich, Glaube und Aberglaube sind in verschiedenster Mischung vorhanden, treten vor Fremden selten aber in Erscheinung.

Aber Dorf und Haus, über Beruf und Brauchtum sind wir schon ganz beim Menschen angelangt. Eigentlich wurde ja nur von ihm gesprochen, denn der Mensch ist ja immer der erste und letzte, der auflösende Grund aller Erscheinungen des Dorflebens. Schon die Wahl des Raumes liegt in seiner Erbmasse begründet; wie er sich sein Leben formt in Brauchtum und Sitte, in seiner ganzen Kultur, ist ein Ausklang seines Blutes. Der Mensch aus

seiner inneren Wesenheit heraus ist auch im kleinsten Dorfe der Schlüssel allen Geschlechts.

Bevor wir uns diesen Erbmassenproblemen zuwenden, wollen wir die bevölkerungspolitische Gesamtentwicklung betrachten, die wir seit 1730 ziemlich lückenlos verfolgen können, die ja auch einen wichtigen Teil seiner Lebensbeschreibung ausmacht. Von 1730 ab sind die Pröbberner Kirchenbücher ordentlich geführt worden und auch restlos vorhanden. Durch Herrn Prof. Dr. Dobers, Elbing, wurden sie verfertigt, und er selber hat dann daraus die Nachfahrentafeln aller Nehringer ab 1730 aufgestellt, eine Arbeit, die unendlich viele Auswertungen ermöglichte. Dankenswerterweise stellte er sie uns zur Verfügung, und in Verbindung mit den in Vogelsang geführten Charakterbogen der Vogelsänger konnten wir bei uns in verschiedenster Richtung vorstoßen\*).

In Gemeinschaftsarbeit schufen wir aus den Nachfahrentafeln die Ortszeitafeln, d. h. jeder Mensch, der aus den Nachfahrentafeln, Chroniken, Nachweisen aller Art erfassbar war und in Vogelsang beheimatet wurde, erhielt in den Ortszeitafeln seine Aufenthaltlinie, aus der hervorgeht, wann er geboren und gestorben war, geheiratet hatte, zu- oder weggezogen war. Dadurch wurden uns viele Auszählungen für jedes Jahr seit 1730 ermöglicht, deren jede wieder eine neue Arbeitsgrundlage für erbwissenschaftliche und kulturelle Arbeiten waren. Wir konnten feststellen: wieviel Geburten, Hochzeiten, Todesfälle, Zu- oder Abgänge von und zu der Nehrung, von oder nach außerhalb für die Sippen und für das Dorf vorkamen, wieviel männlich, wieviel weiblich waren. Die Lebensbäume für jedes Jahr können errechnet werden, Doppelgeburten, Totgeburten, Zahl der Eheschließungen, das Durchschnittsheiratsalter, das Durchschnittsterbealter für die einzelnen Jahrhunderte, kurzum jede, aber auch jede bevölkerungspolitische Tatsache kann für Vogelsang (und könnte in weiteren Arbeiten für alle Nehrungsdörfer des Kirchspiels Pröbberner) festgestellt werden. Hier folgen ein paar Zahlen für

die Entwicklung der Bevölkerung Vogelsangs.

Von 1730 mit 45 Einwohner stieg Vogelsang 1900 auf 390 Menschen und fallen dann bis 1930 auf 331 herab. Jetzt liegt die Zahl bei 350. Interessant ist es, den Sprüngen nachzugehen, und gerade in der Beziehungssetzung zwischen Geschichte und Wirtschaftsentwicklung einerseits und Bevölkerungsbewegung andererseits werden sich manche uns jetzt noch unklaren Gesetzmäßigkeiten erhellen, besonders, wenn ähnliche eingehende Arbeiten auf breiter Front vorgetrieben werden.

Den allergrößten Anteil an der Bevölkerungsziffer haben hier immer die Einheimischen gehabt, denen die Halbdörfler und Fremden gegenüberstehen. Als Fremder gilt bei uns, der keine blutsmäßige Verbindung mit der Dorfgemeinschaft in die Vergangenheit hinein hat. Wer aus einer Ehe stammt, die zwischen Fremden und Einheimischen geschlossen wurde, ist ein Halbdörfler. Wessen Blut von Menschen stammt, die seit Generationen auf der Nehrung verwurzelt sind, ist ein Einheimischer. Immer ist der Anteil der einheimischen Bevölkerung ein alles überragender gewesen.

Seit 1730 sind 1834 Menschen in Vogelsang verzeichnet worden, die Sommergäste und durchlaufenden Personen nicht gerechnet, etwas mehr als das Fünffache der heutigen Bevölkerungszahl. Davon waren 1346 = 73 v. H. Einheimische, 191 = 10 v. H. Nehringer (wenn auch nicht Vogelsänger) Sippen, also eigentlich auch noch Einheimische und der Rest, 17 v. H., Fremde.

Von den 1834 Menschen in Vogelsang sind 1643 hier geboren, beinahe 90 v. H.! Daraus kann man ermessen, wie bodenständig die Bevölkerung geblieben ist. Die genaueren Ergebnisse müssen einer besonderen Arbeit vorbehalten bleiben; doch zeigen die angeführten Zahlen ja schon das Wesentlichste auf: die Verwurzelung und Verbundenheit der Bevölkerung mit ihrer Heimat. Sie legen damit eine Kraftquelle bloß, die überall in der Entwicklung als positiver Faktor eingesetzt werden muß.

\*) Eine Übersicht über die Dorfforschungen bringt das Herbstheft 1939 des Westpreussischen Geschichts-Vereins, Danzig.

Am das bevölkerungspolitische Bild noch etwas abzurunden, folgen noch ein paar Zahlen über die Gegenwart. Nach dem Stande vom 10. Mai 1938 zählte Vogelsang 351 Menschen, davon waren 163 (= 46,5 v. H.) Männer und 188 (= 53,5 v. H.) Frauen, eine Verteilung, die für Vogelsangs Entwicklung in den letzten Jahrzehnten eigen ist. Von der Gesamtzahl waren 272 (= 77,4 v. H.) Einheimische, 32 (= 9,1 v. H.) Halbdörfler, 47 (= 13,5 v. H.) Fremde, (wie oben schon einmal angeführt). Der Lebensbaum, d. h. die Altersschichtung, zeigt bis zum 7. Lebensjahr einen nur schwachen Unterbau von 32 Kindern, denen bis zum 14. Lebensjahre 58 Kinder gegenüberstehen. Das bedeutet, daß die Schülerzahl in 7 Jahren auf 32 Kinder herabsinkt, mit all den weiteren Folgerungen in den Jahren für Beruf, Heer usw. Als unsere Zahlen und Zahlbilder uns das offenbar machten, erschrakten wir sehr, denn das bedeutete den Tod des Dorfes und weitergehenden den Tod Deutschlands. Bald nach 2000 würde unser Dorf, hielte die jetzige Entwicklung an, nur noch 2 Einwohner zählen. Da wurden zunächst die Gründe untersucht, die dazu geführt hatten, und dann sofort Gegenmaßnahmen ergriffen: Aufklärung über die politischen Gefahren, Abhaltung eines Säuglingspflegekursus, um die Säuglingssterblichkeit herabzumindern, Betonung gesunder Lebensführung, Besserung der wirtschaftlichen Lage, Vergrößerung des Wohnraumes, Kulturpflege. Wir können mit Genugtuung feststellen, daß nicht nur mehr Kinder in diesem Jahre schon geboren wurden, sondern daß auch alle am Leben geblieben und gesund sind. Der Erfolg unserer Arbeit und die Auswirkung auch all unserer statistischen Arbeiten zeigt sich nicht nur hier, sondern auch in anderen Zahlen. Wenn unsere bevölkerungspolitischen und anderen Arbeiten noch so schön abgerundet wären, noch so schönes Zahlenmaterial brächten und sauber gebunden zur Schau gestellt werden könnten, sie wären vergeblich geschaffen, würden sie nicht das Leben beeinflussen können zum Aufstieg im Dorf und im weiteren Vaterlande. Das Dorfbuch von Vogelsang verrät uns dazu die starke Ausbreitung einzelner Sippen:

Sippe	Haushaltungen	Namens-träger
Wellm	14	42
Moderitzki	11	38
Popall	11	49
Rohnke	7	20
Baudeck	6	29
Harder	5	30
Engels	4	13
Will	3	7
Fröhlich	3	12
Kleefeldt	2	8
Winterfeldt	2	8
Duwe	1	7
Claaßen	1	1
Krause	1	4
Sperling	1	1

Mehr Namen der Einheimischen gibt es nicht! Setzen wir diese Zahlen zueinander in Beziehung, so ergibt sich, daß die ersten drei Namen 50 v. H., die ersten sechs 75 v. H. der Haushaltungen ausfüllen. Den Namensträgern nach gerechnet, sind mit sechs Namen sogar mehr als 75 v. H. der Einheimischen erfaßt!

Wenn nun jemand ins Dorf käme und nach einem Herrn Baudeck fragen würde, wäre es eine mißliche Sache, wenn er nicht den Zunamen, den Sondernamen kannte: „Welchen Baudeck meinen Sie denn eigentlich?“ würde man ihn fragen. Der Volkswitz hat sich zu helfen gewußt und jedem Einheimischen seinen Namen gegeben. Der gilt nur als Unterscheidungs- und nie als Spottname. Diese Sondernamen werden aus bestimmten Gesetzmäßigkeiten heraus gegeben.

Bald spielen Erlebnisse eine Rolle, der „Kielische Bäcker“ hat in seiner Matrosenzeit einmal baden helfen müssen und zwar in der Marinegarnison Kiel, der „Prinz“ war ein Patentkind des letzten Kaisers.

Den Namen des Vaters trägt natürlich die ganze Familie, so sind die Söhne des „Kurjers“ eben „Kurjers Fritz, Walter, Paul“, die Frau des „Flunkers“ bleibt die „Flunkersche“. Körperliche Eigenschaften verlocken ganz aufdringlich zur Namensgebung. Der „Boß“, der „Schworte“ verraten sich durch die Farbe ihres Haares und zeigen sogleich an, daß sie im Dorfe eine Selten-

heit sein müssen. Geistige Eigenschaften sind natürlich auch im Namen wiederzufinden. So hätte „der Schulmeister“ wirklich Schulmeister werden können, wenn eben die Möglichkeiten von heute zur Verfügung gestanden hätten. Frühere Bewohner eines Hauses übertragen ihren Namen den neuen Besitzern. So ist der Sippennamen „Pleger“ noch erhalten, obwohl er blutsmäßig überhaupt nicht verankert wurde. Die Lage des Hauses ist oft entscheidend. So wohnt der „Grenzcher“ eben an der alten Grenze, der „Grundche Otto“ im Grunde. Die Kinderzeit heftet manchem im Alter noch den Namen an. „Truzdiewellen“ war in der Jugend schon ein Starrkopf. Natürlich sind Abkürzungen der Vornamen sehr beliebt, Mol ist Amalie, Hanna ist Johanna, Moten ist Erdmuth. Beruf, Herkunft, Beschäftigungsort geben leicht den Sondernamen her. Der „Christburger“ kaufte oft in Christburg Obst ein, die „Stübe“ ist als solche schon seit Jahren treu und zuverlässig in Stellung. Oft ist die lustige Sprechweise eines Menschen für die Anhörung eines Namens maßgebend gewesen; wer immer „Grad so gut“ sagt, bleibt eben der „Grodjogot“, und wer immer das schöne Wetter betont, ist eben der „Schönwedderke“.

Es ist nur eine kleine Auswahl gegeben, auch die Schulkinder führen schon einen Namen.

\*

Unsere Menschen im Dorfe verteilen sich nur auf wenige Berufe. Es ist klar, daß die Fischerei eine Schlüsselstellung einnimmt. Blüht der Fischfang, von unnormalen, durch den Versailler Vertrag herbeigeführten und jetzt beendeten Zeiläufen abgesehen, dann blüht auch die Räucherei, dann verdient auch der Händler, bekommt der Handwerker Aufträge, hält sich der eine oder andre doch eine Hausgehilfin, werden Holz, Reisig, Kienappels zum Räuchern und für Sprotenkisten benötigt. Es ist nun klar, daß der Niedergang der Fischerei den Rückgang der gesamten Wirtschaft im Dorfe herbeiführt hat und nur eine andere Arbeitsmöglichkeit hier einen Umschwung herbeiführen konnte. Bis in die letzte

Zeit hinein gab es in Vogelsang nicht einen einzigen Arbeiter. Nach 1920 zogen ein Holzhauer und zwei Holzarbeiter mit Familie zu bzw. gründeten sie hier. Aber schon 1938 zeigt die Berufsverteilung ein ganz anderes, dem Wesen des Dorfes nicht mehr gemähes Bild: Wir haben, von anderen Berufen wie Rentner, Hausangestellte usw. abgesehen, 46 Arbeiter, 39 Fischer und 13 Händler. Das Bild hat sich jetzt noch mehr zuungunsten der Fischer verschoben. Aber die Rückkehr ins Reich bedeutet für unsere Fischer auch die Rückkehr in den eigenen Beruf. Das ist eine Notwendigkeit und wird der Entwicklung des Dorfes, die ein wenig aus der inneren Bahn abgedrängt worden ist, wieder die blutsmäßig bedingte Richtung weisen.

Unser Haff mit seinen Binsen schuf uns noch eine andere Verdienstmöglichkeit. Geheimnisvoll wuchs aus dem Seinsgrunde des ganzen Dorfes in einem Mädel eine schöpferische, künstlerische Kraft. Auf sich allein angewiesen, zunächst traumhaft, dann immer heller und klarer gestaltete sich der künstlerische Wille. Sie lernte das Weben. Sie brachte es nicht nur zu einer technischen Vollkommenheit, sondern, gepaart mit einem feinen Farbgefühl, auch zu künstlerischer Leistung. Sie gab das technische Können nicht nur am Heimatorte weiter, so daß heute ein Großteil unserer Mädel weben können. Die Heimkehr ins Reich wird uns auch für diesen Verdienst neue Möglichkeiten erschließen. Zu dem Weben gesellte sich bald noch das Binsenflechten, von derselben Kunstgewerblerin gestaltet und bei uns eingeführt. Wir können die Aufträge darin noch nicht schaffen, weil noch nicht geschickte Hände angelernt sind. Und es haben auch nicht alle unsere Menschen den dazu nötigen, künstlerisch betonten Sinn. Mancher Dantziger wird Binsensarbeiten von uns gesehen haben, wenn er sie nicht gar besitzt, ohne daß er weiß, daß sie aus unserm stillen Dörflein stammen. Ein Sommerhäuschen bei uns ist ganz und gar mit Binsen und Websachen heimatlicher Erzeugnisse ausgestattet, es ist ein Genuß, der heimatlichen Wärme nachzuspüren.

Immer wieder ist die Gemeinschaft, die die Vogelsänger miteinander verbind-

det, aufgeleuchtet. Es ist nicht nur die Gemeinschaft der gleichen Umgebung, sondern die Gemeinschaft der gleichen Umwelt. Darin gerade zeigt sich die Gemeinschaft des Blutes. Die gleiche „Umgebung“, das wäre der gleiche Raum, die gleiche Arbeit, dieselbe Jahreszeit, alles das, was uns räumlich und zeitlich „umgibt“. Aber die „Umwelt“ ist etwas ganz anderes als die „Umgebung“. Der Wald ist so vielen Menschen „Umgebung“ und jedem eine andere „Umwelt“. Der Jäger lobt den Wald, wenn er wildreich ist; der Holzhändler ist von ihm entzückt, wenn er gutes Holz trägt. Der Maler liebt an ihm die Schönheit des Motivs und die Harmonie der Farben; das Kind sieht die Blumen und den Beerenreichtum. Dem geistig Blinden ist der Wald gleichgültig, und dem Wanderer, wenn er die sandigen Wege mühsam durchwaten, vielleicht ein Greuel. Immer war es derselbe Wald, immer die gleiche „Umgebung“. Jedem aber bedeutete er etwas anderes, jedem war der gleiche Wald eine andere „Umwelt“. Aus dem, was jeden buchstäblich umgibt, wählt jeder sich etwas heraus, wovon er sich formen läßt, seine Welt, seine ihm nur ureigene „Umwelt“. Nun ist es bei uns eben so, daß wir, ganz grob gesehen, tatsächlich nicht nur die gleiche Umgebung, sondern eben auch die gleiche Umwelt haben. Diese Umwelt unterscheidet uns von anderen Dörfern. Sie ist ein Ausfluß unserer Erbmasse. Sie ist es, die bei uns durch die Gemeinschaft des Blutes buchstäblich herbeigeführt ist, wozu dann noch die Gemeinschaft der Arbeit, die Gemeinschaft des gleichen Raumes, die Gemeinschaft der gleichen Kultur kommt, die aber alle erst eine Folge der ersten sind.

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, daß wir die gesamte Umgebung, wozu man auch im weitesten Sinne die geschichtliche Vergangenheit rechnen muß, zu erfassen bestrebt waren. Es wird allen nach den Klarlegungen der Begriffe „Umgebung“ und „Umwelt“ klar sein, daß wir dieses tun mußten. Können wir doch erst dadurch auf die Erbmasse eines Menschen schließen, daß wir wissen, was er aus einer bekannten Umgebung für sich als Umwelt führt. Weiterhin mußten wir nicht nur die Lebensbeschreibung der Um-

gebung haben, sondern auch die Lebensgeschichte jedes einzelnen Menschen, die wir in unserer Arbeit bringen wollten. Das ist denn auch geschehen. Sein geschichtliches Werden finden wir vor in seiner Ahnenreihe, in den Ahnenkreisen, in den daraus errechneten Inzuchtzahlen. Das Sein des Menschen ist aufgezeichnet in den Charakterbogen, die für jeden Menschen geführt werden, für jede Familie, jede Sippe. Die tägliche Chronik und die Geheimchronik registrieren jede nur erreichbare Kleinigkeit, die bedeutungsvoll für die Beurteilung werden kann. Jede Familie hat ihre Urkunden- und Belegmappe, fast jeder Mensch ist festgehalten in Seiten- und Vorderansicht. Mosaiksteinchen wurde an Mosaiksteinchen gefügt, man sieht immer klarer das Erscheinungsbild der Einzelnen, der Familien, der Sippen, der Dorfgemeinschaft, der Volksgemeinschaft. Im Zusammenklang all dieser Sphären leuchtet ganz plötzlich, geheimnisvoll wie im Röntgenstrahl, das Erbbild der Menschen auf, sehen wir urgeheimnisreich Gesetzmäßigkeiten, lassen wir uns erschüttern von dem Walten ewiger Kräfte.

Doch ist natürlich alles schneller geschrieben, als wirklich erkannt. Wir sind erst einen ganz kleinen Schritt vorwärts gekommen und beziehen erst die ganz vordersten Vorpostenstellungen, schicken unsere mit besten Mitteln versehenen Spätruppen aus, um überhaupt erst zu erkunden, wo eigentlich die Angriffsstelle liegen mag. Aber es ist doch immerhin schon eine große innere Freude, Sappen zu bauen und Stollen vorzutreiben, um ein wenig helfen zu können, daß spätere Geschlechter einmal die Rätsel lösen können.

Wo wir nach jahrzehntelang durchgeführten Arbeiten einmal landen werden, wissen wir noch nicht. Aber gerade die Kräfte der Vergangenheit, die durch die Gegenwart, durch Raum und Mensch pulsen, erkennbar in Kräften und Gesetzmäßigkeiten, können wir nutzen zum Aufbau der Zukunft.

Und gerade diese glückhafte Mischung von Stille und lebendigem Fluß, von Dornröschendasein und flutendem Leben, von Sein und Werden, gerade diese Vielgestaltigkeit der Erscheinungen, die

aber nur atmen und leben in der Ganzheit dieser geschlossenen Dorfgemeinschaft, machen alle Arbeiten aussichtsreich und erfolgversprechend. Wie nun der Mikrokosmos unseres Dorfes ein Abbild des Makrokosmos des großen deutschen Vaterlandes ist, so liegt eben darin die große Erkenntnis, daß die Gesetzmäßigkeiten hier wie dort die gleichen sind, so

daß, wenn sie auf der Ebene des Kleinen erkannt wurden, sie sich auf die Ebene des Großen projizieren lassen. So kann vielleicht auch einmal unser kleines, stilles, abseits gelegenes Vogelsang dem großen Vaterland eine Hilfe sein. Denn dann erst werden wir ganz froh und beglückt sein, wenn Vogelsang ein Deutschland im Kleinen ist.

## Nehrungsabend

Auf hoher Düne stand ich, trank und trank  
des Bildes Wunder und den herben Sauch.  
Vom Meer der Schrei der weißen Möve Klang,  
und leise raunte der Wacholderstrauch.

Die Sonne sank, und mit dem letzten Strahl  
warf sie die Röte an der Wolke Rand,  
das Meer ward dunkel. In der Ferne fahl  
verschwamm in Saß und See das schmale Land.

Die Kiefern standen stumm in schwarzem Kleid,  
die Birke reglos vor des Wassers Erz,  
als lauschten sie dem Wort der Ewigkeit . . .  
Und bebend lauschte in der Brust das Herz.

Werner Roth

# Mutter am Brook

Erzählung von Friedrich Griese

Mutters Hof ist nicht der älteste im Dorf, er ist auch nicht der wohlhabendste, dafür behütet ihn schon ihre natürliche Freigebigkeit, aber es gibt keinen, der so wie er das selbstverständliche Vorbild für alle wäre. Dabei ist keine Frau im Dorf, die hoffen dürfte, Mutter in ihrer Art zu erreichen, sie kann so nur einmal vorhanden sein. Es gibt sogar keine, die ihr gleich sein möchte, weil sie dann ja auch Mutters offene Hand haben müßte. Und doch wird sie jeder heranwachsenden Tochter als Muster vorgehalten. Sie ist gleichsam das stille Schmuckstück des Dorfes, das jeder für das seine hält und das doch niemand bezahlen möchte, wenn er es wirklich erwerben sollte.

Mutters Erscheinung ist dabei sehr wichtig. Sie ist wenig mehr als vierzig Jahre alt, aber ihr Haar ist völlig weiß, vor einigen Jahren war es noch herrlich frisch und dunkel. Da sie auch jetzt noch ungemein tüchtig und lebendig ist, so vereinigt sie also die äußeren Kennzeichen des Alters mit denen einer durchaus noch willenskräftigen Frau, und das zusammen ergibt eben Mutter, so, wie sie ist und wie sie nicht nachgemacht werden kann.

Hiervon ist das nicht zu trennen, was ihr dieses Alterszeichen aufgedrückt hat, worüber sie niemals spricht, was aber immer unsichtbar um sie herum ist. In jenem Jahr, das ihr Äußeres so ganz und gar veränderte, starb zuerst der Mann. Er war von jeher anfällig gewesen, aber sie hatte ihn haben wollen. Der Schlag traf sie also sehr hart; sie gab ihm jedoch nicht nach, nur dann, wenn sie sich allein glauben durfte, setzte sie sich einen Augenblick hin, legte die Hände vor dem Leib zusammen und schloß die Augen. Die

Mägde wußten, daß sie nicht schlief, sie sorgten dafür, daß niemand ihr Nachdenken störte. Vielleicht merkte sie es, jedenfalls war sie hinterher noch geduldiger, als es ohnehin schon ihre Art war.

Im selben Jahr wurden ihr durch ein Unglück beide Kinder genommen, und das war etwas, was sie zu Anfang nicht tragen wollte.

„Ich brauche es auch nicht zu tragen“, sagte sie, „eine Frau, die Mann und Kinder verloren hat, ist unsonst geboren.“

Sie sagte das ohne Wehklagen, es war einfach eine Wahrheit für sie, und dann schloß sie sich ein. Niemand aus dem Dorf störte sie, man konnte ihr ja nicht befehlen, am Leben zu bleiben, wenn sie es nicht wollte. Oder wer mochte in einem solchen Fall einen Menschen jede Stunde überwachen? Die Tür blieb also verschlossen, und den Leuten aus dem Dorf kam es so vor, als ob der ganze Hof weggestorben wäre.

Als sie wieder herauskam, war ihr Haar weiß. Sterben? Nein, sie hatte es nicht können, es war ihr zu schwer gewesen. „In dem Augenblick empfand ich jedesmal, daß meine Kinder noch lebten“, sagte sie, „ich konnte es nicht ändern, sie hinderten mich immer wieder daran.“

„Wir können uns nicht ausdenken, daß wir davon getroffen werden sollten“, sagten die Frauen aus dem Dorf.

„Nein“, antwortete sie, „ihr habt es auch nicht nötig. Ihr sitzt ja nicht nackt und alt auf der bloßen Erde.“

Dies war das einzige Mal, daß Mutter über jenes Jahr sprach, und wenn jemand später darauf eingehen wollte, weil er glaubte, es werde ihr wohlthun, dann überhörte sie das. In diesem Jahr bekam ihr Wesen die Art, die es dann

weiterhin behielt. Sie änderte sich nicht eigentlich, es kam kein anderer Zug hinein, aber es war so, daß sie das, was sie wohl von allem Anfang hatte werden sollen, ganz klar aus ihrem Innern herausbrachte. Sie konnte darin auch nicht mehr gestört werden, kein Wesensteil überdeckte den andern, was sie war, das war sie ganz offen.

Dabei ist sie nun heute ein Mensch mit machen Augen und nicht dem mindesten Willen, dem nachzugeben, der ihre Offenheit vielleicht zu seinem Vorteil ausnützen möchte. Wohl ist sie von weicher Gemütsart, aber sie kann sehr gut eine gewisse Strenge herauskehren, die sie zu gewöhnlichen Zeiten gar nicht besitzt. Sie braucht sie, weil ihr sonst ja jeder Tagesdieb die Zeit und manches andere dazu stehlen würde. In allem, was sie täglich auf ihrem Hof abzumachen hat, ist sie bestimmt und geradeaus, und es kommt ihr gar nicht darauf an, einmal weit durch das Ziel hindurchzugehen, wenn sie es nur getroffen hat.

Die Kinder aus dem Dorf kennen sie am besten. Sie empfinden es als einen Vorzug, bei Mutter einmal etwas ausrichten zu dürfen, aber alle haben eine gewisse Scheu zu überwinden, ehe sie bei ihr eintreten. Sind sie freilich erst bei ihr in der Stube, dann werden sie durch Mutters Art sogleich frei davon und vergessen eigentlich niemals etwas, was doch bei anderen Gelegenheiten häufig genug geschieht.

Es gibt keinen Jungen im Dorf, der es fertigbringen würde, ihr mit Absicht etwas Böses zuzufügen. Nun kommt es natürlich doch einmal vor, daß einem von ihnen etwas gelingt, was nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer Heldentat hat, und das ist dann jedesmal sehr übel. Er kann ja nicht zu Mutter hineingehen und ihr das Geschehene bekennen, weil das so ungefähr das Schwerste ist, was man sich ausdenken kann. Andererseits kann er aber auch nicht fortlaufen und es irgendeinem der Jungen zuschieben.

In diesem Fall tritt Mutter in der Regel selber auf den Plan. Da der Übeltäter ja meistens noch in der Nähe ist, weil er vorläufig nicht weiß, wie er sich zu verhalten hat, so ist es nicht schwer, ihn heranzurufen. Sie tut es, aber wenn

er dann kommt, wird mit keinem Wort das Vorgefallene erwähnt, er bekommt vielmehr einen Auftrag, der längere Zeit in Anspruch nimmt und der deutlich zeigt, daß er Mutters ganzes Vertrauen besitzt. Vorher muß er nach Hause laufen und dort sagen, daß Mutter ihn notwendig braucht. Er kommt spornstreichs zurück und ist nun wie veressen auf das, was sie für ihn zu tun hat; er bekommt aber die Anweisung, alles ja recht sorgfältig zu machen. Auf diese Weise beschäftigt sie ihn eine lange Zeit. Wenn er zuletzt fertig ist und sie nun wirklich nichts mehr für ihn zu tun hat, sagt sie ihm das; sie sagt aber auch, daß er in Zukunft alles so gut machen muß, auch wenn es ihm nicht noch besonders aufgetragen wird. Er verspricht es und weiß nun also über alles Bescheid, obwohl kein Wort über den besonderen Vorfall gesprochen wurde. Am liebsten würde er nun morgen früh und alle Tage wieder antreten, um seine Übeltat nur ja so sicher wie möglich aus der Welt zu schaffen.

Wenn es nötig ist, kann Mutter aber auch handgreiflich werden, und es ist sogar schon einmal vorgekommen, daß sie einem erwachsenen Menschen gehörig hinter das Ohr gehauen hat. Es handelte sich um einen jungen Arbeiter aus dem Dorf, der eine ihrer früheren Mägde geheiratet hatte. Er trank häufiger, als es dem Hausstand zuträglich war, und dabei vergriff er sich denn im Rausch auch an der Frau. Als Mutter diese Dinge zu Ohren kamen, ging sie zu ihm; die junge Frau hatte sie vorher zur Aushilfe auf den Hof gebeten, sie sollte lieber nicht dabei sein. Es war an einem Abend im Sommer, der Mann sah vor der Tür, der Nachbar auch; so hatte sie also den Zeugen, den sie brauchte. Der Mann sah Mutter wohl an, daß sie nicht mit guten Gedanken zu ihm kam, er stand auf und wollte in das Haus gehen; was er getan hatte, war ja im Rausch geschehen, und nun schämte er sich. Sie rief ihn aber an, da mußte er ja bleiben, und dann trat sie dicht auf ihn zu und gab ihm aus freier Hand einen Badenstreich, den der Nachbar nicht nur sah. Sie sprach kein Wort dabei, sagte auch keins zum Abschied und ging dann wieder zurück. Der Mann nahm geduldig an,

was sie ihm gegeben hatte; und die Leute im Dorf meinten, wenn etwas geholfen habe, dann sei es Mutters Tüchtigkeit gewesen. Es wurde wirklich besser mit ihm; aber niemand mochte sich vorstellen, was wohl geschehen wäre, wenn eine andere Frau ihm dergleichen angeboten hätte.

Mutter hat weitaus mehr zu tun als andere Frauen aus dem Dorf; es warten ja nicht nur die Hausarbeiten auf sie, sondern es muß auch das überdacht und angeordnet werden, was auf dem Acker und im Stall zu geschehen hat, und das ist überall die Arbeit des Mannes. Sie bringt es aber fertig, und sie sagt zuweilen gar, daß sie nicht genug zu tun hat und sich also einsam fühlt. Darin wird ihr freilich immer wieder geholfen.

Ihr Anwesen heißt der Hof am Brook, er liegt am Eingang des Dorfes, und schon aus diesem Grunde kehrt alles, was an wandernden Leuten auf der Landstraße herankommt, zuerst bei ihr ein. Es ist aber auch in ihrer Gemütsart begründet, die gerade in dieser Hinsicht jeder im Dorf ohne die geringste Einschränkung bewundert und die das fahrende Volk einfach so auf den Hof zieht. Essen und Trinken und einen Zehrpennig bekommt jeder bei ihr, da fragt sie seiner Art nicht weiter nach; sie macht ihn satt, auf eine andere Weise kann man dem Hunger ja nicht beikommen. Wenn sie ihn fortschicken würde, müßte er ja doch auf einem andern Hof ankehren, wo die Leute vielleicht noch weniger Freude an ihm hätten. Wenn er nicht mehr wert ist, geht er nach Empfang der Gabe so gern, wie er gekommen ist. Mutter ist ebenso ehrlich und bestimmt wie treuherzig und gemütvoll und hat eine Art, sogleich nach dem Essen ein eindringliches Verhör mit ihm anzustellen, daß ein Drumherumreden auf der Stelle abgebrochen werden muß. Ihr sicherer Blick und ihr ebenso sicheres und rüchhaltloses Wort sind dann Grund genug für ihn, unverweilt sein Bündel wieder auf den Rücken zu schwingen; er ist ja versorgt und hat nun nichts weiter zu erwarten.

Mutter ist ihre Mildtätigkeit niemals leid. „Sein schlechtes Wesen mag er sich selbst zurechnen“, sagt sie, „aber für seinen Magen kann er nicht.“ Bei den Alten

und Schwachen tut sie noch ein übriges, und mancher darf sich wochenlang bei ihr aufhalten.

Wenn er jedoch meint, daß er sich hier nach der Art seines Lebens auf der Landstraße aufführen darf, dann merkt er sehr bald, daß er verschiedenen Irrtümern nachgegeben hat. Am ersten Tag stört ihn freilich niemand; anscheinend beobachtet ihn keiner, in Wirklichkeit ist er aber der Obhut der Knechte übergeben, und die kennen durch den vielfachen Zulauf jeden Landfahrer nicht nur an seinem Rock. So geht alles wunderschön, und wer seine Hand doch einmal an einen falschen Ort bringen möchte, wird sogleich belehrt.

Am nächsten Morgen holt der älteste Knecht das, was der andere bis dahin auf seinem Leib getragen hat, mit sicherem Griff aus der Kammer und legt ihm dafür eine andere Ausrüstung hin. Die liegt immer bereit, Mutter hat sie für diesen Fall anfertigen lassen. Hofe und Rittel sind so eingerichtet, daß sich jedermann damit zufrieden geben kann; es hat sich noch niemals gezeigt, daß die Maße nicht stimmen. So dick sind diese Landfahrer ja nicht, es muß sich also niemand hineinzwängen, und wenn die Hofe gar zu weit ist, der bewegt sich gerade dadurch ein wenig ruhiger, als es sonst seine Art wäre, und das kann seinem Sinn nur zuträglich sein. Die Längen sind nun freilich oftmals verschieden, aber wer zu klein geraten ist, darf nach allen Richtungen umkrempeln, Mutter gibt die Erlaubnis gern. Wer aber gar zu unmäßig nach oben ging, muß sich eben in die Dinge schicken; der Hofe schadet es ja durchaus nicht, wenn sie in ihrem unteren Teil den Erdboden meidet, vor allem im Herbst und im Frühling gibt es überall Pfüken auf dem Hofplatz.

Während der Mahlzeiten sitzt er mit Mutter, den Knechten und Mägden an einem Tisch. „Du gehörst nun zu uns“, sagt sie zu ihm, „ob du es wert bist oder nicht. Du bist aber nur Gast, und da du ja wohl auch einmal ein Elternhaus gehabt haben wirst, so weißt du gewiß noch, wie die es in dieser Weise gehalten haben.“ Sie fragt ihn dann eingehend aus, wieviel Geschwister er gehabt hat, wer von ihnen in einem ordentlichen Beruf steht, wo er selber zur Schule ge-

gangen ist und was er später gelernt hat; zuletzt will sie wissen, wie er denn auf die schiefe Bahn geraten ist. Bei Beginn gibt der andere meistens ausführliche Antworten, er will zeigen, daß er sich seiner Verwandtschaft nicht zu schämen hat; wenn sie dann aber merkt, daß er weiterhin sehr einsilbig wird und am liebsten ganz schweigen möchte, fügt sie sich. „Behalte es nur für dich“, sagt sie, „es verrät niemand gern, was ihn vom geraden Weg abgebracht hat. Er soll nur nicht vergessen, daß jeder seinen Weg selbst in der Hand hatte, bevor er krumm wurde.“

Aus diesen nachfühlenden Worten Mutters darf der andere nun keineswegs schließen, daß die Landfahrer halber Lebensbekenntnisse wegen auf dem Hof geduldet werden. Ohne Aufenthalt bekommt er schon am gleichen Tag zu tun; und hier entscheidet sich, wer für längere Zeit auf dem Hof bleiben darf, oder wer unverzüglich wieder gehen will. Arbeit ist immer da, wenn es auch nur Körbe zu flechten gibt. Am Abend liebt Mutter dann gern ein wenig vor; und für diese Stunden hat sie immer ein Büchlein bereit, aus dem heraus es von allerlei tröstlichen Lehren nur so weht. „Geschichten hast du ja selbst genug erlebt“, sagt sie, „aber die heilsamen Sprüche wirst du wohl alle schon vergessen haben.“

Mutter hat eine sehr ruhige Stimme, und so kann es vorkommen, daß der Gast über dem Lesen ein wenig einnickt. In diesem Fall weiß jeder von Mutters Leuten, daß er ihn nicht darin stören darf. „Ein guter Traum ist immer noch besser als ein verfehltes Wachen“, sagt sie, „und wer schläft wird seine Ruhe wohl nötig haben.“ Später kommt er wieder zu sich, er sieht die andern und vor allem Mutter an; alle haben ihre Beschäftigung, und anscheinend hat niemand seine Schwachheit gemerkt. Zum Schluß hin hält er sich dann um so besser.

Wenn Mutter aufhört, fragt sie, wie es ihm gefallen hat. Es hat ihm prächtig gefallen.

„Alles?“ fragt Mutter. „Ja, alles, von Anfang bis zu Ende.“

„Du hat aber eine Weile geschlafen“, sagt sie, „es ist jedoch schon genug, wenn du nur das übrige ordentlich aufgenommen

hast.“ Sie sagt das mit allem Ernst; der Gast sieht wieder die Knechte und Mägde an, und weil sie ein ebenso ernsthaftes Gesicht machen, kann er ja nicht der Meinung sein, daß sie sich unterdes über sein Schlafen lustig gemacht haben.

Es kommt nun freilich ungemein selten vor, daß sich einer der wandernden Leute unter Mutters Aufsicht zu einem geordneten Leben bekehrt; sie will auch gar nicht befehlen, es darf nur niemand die Ordnung des Hauses umstoßen wollen. „Er wird sich später in einer guten Stunde schon einmal daran erinnern, daß er für eine Zeitlang ein anständiger Mensch gewesen ist“, sagt sie; „und wer weiß, in welcher Lage ihm das dann eine Hilfe ist.“

Wenn die Stunde gekommen ist, daß dem andern die Landstrafe wieder anziehender vorkommt als Mutters Hof, hat sie das aus dem Fleck heraus. „So lange haben wir ihm gut getan“, sagt sie, „aber von nun ab kann es schlimm werden.“ Sie läßt ihn also Abschied nehmen.

Am einem Morgen legt der Knecht, der ihm die neue Ausrüstung zuschob, mit dem gleichen sicheren Griff wieder die alte Kleidung vor das Bett. Sie ist gewaschen und geflickt, die Strümpfe sind neu, Mutter hat für diesen Abschied immer ein Paar zurecht, und in einer Kitteltasche steckt sogar ein Tuch; er wird sich auf der Landstrafe wohl daran erinnern, daß er sich als Kind mit einem solchen Gegenstand die Nase gepußt hat. Sein Bündel enthält Zehrung für die nächsten Tage, und daneben liegt, in Papier eingeschlagen, eine Handvoll Groschen.

„Du sollst nicht umsonst gearbeitet haben“, sagt Mutter, „niemand arbeitet gern umsonst; aber du weißt selbst, wie wenig du geschafft hast, du wirst ja nicht blind gewesen sein. Die Knechte, mit denen zusammen du immer gearbeitet hast, haben deinen Lohn berechnet; und die rechnen in eurem Fall richtig. Für deine gute Führung habe ich noch etwas dazugelegt.“

Wie alles, sagt sie auch dies freundlich, aber mit einem so bestimmten Ton, daß dem Gast nicht die geringste Unklarheit bleibt. „Im übrigen wird es auch deshalb Zeit für dich, weil an jedem Tag ein anderer kommen kann; du bist zu

eurem Unglück ja nicht der einzige, der nicht zu einem achtbaren Lebenswandel hinfinden mag, und du wirst dem andern ja nicht Bett und Brot nehmen wollen.“

In dieser Weise geht Mutters Leben hin. Für zwei Kinder, die ihr gestorben sind, stellen sich in jedem Jahr mehrere ein, die ihr von der Landstraße her beschert werden. Obwohl sie also Arbeit und Sorge genug hat, sagt sie immer häufiger, daß sie sich einsam fühlt, und sie wünscht sich nichts sehnlicher, als daß ihr noch einmal etwas Ausreichendes in die Hand gegeben werden möchte. „Irgend etwas“, sagt sie, „es muß nur Mühe genug machen. Obwohl gerade sie eine Mutter nötig haben, muß es ja nicht unbedingt einer von diesem wandernden Volk sein.“ Und doch kam das, was sie sich so sehr wünschte, von dorthen und gab ihr für mehrere Jahre übergenug zu tun.

Es fing damit an, daß Mutter an einem Tag einen amtlichen Brief bekam. Es handelte sich darin um einen alten Knecht, der schon mehrfach von der Landstraße hereingeholt worden war und nach seiner Aussage einmal auf ihrem elterlichen Hof in Dienst gestanden hatte. Mutter wurde gefragt, ob sie ihm für längere Zeit Arbeit und Brot geben wolle.

An diesem Tage ist Mutter sehr aufgereggt. „Denkt euch nur, Reep ist es“, sagt sie, „gerade er hatte von all unsern Leuten das beste Gemüt, aber er trank so viel, und eines Tages habe ich ihm die Flasche vor seinen Augen zerschlagen. Nun muß auch er sich zu einer solchen Plage geworden sein.“

Sie schreibt sogleich zurück. Der Aufgegriffene soll zu ihr gebracht werden, wie er steht und geht, niemand braucht ihn zu verschönern, mag er noch so verwahrlost sein. Diesen einen wird sie nun gewiß befehlen, ob sie gleich bei niemandem sonst den Willen dazu gehabt hat. „Und wenn ich ihm täglich einen ganzen Spruch abhören soll“, sagt sie.

Reep kommt, schon grau und alt genug und vom Leben sichtlich durch verschiedene Dornhecken gejagt; aber er kommt ziemlich dreist auf den Hof, Mutter sieht ihn vom Fenster her. Er betrachtet alles ausführlich, ehe er eintritt; er kennt das

kleine Mädchen ja, das er einmal zwischen Stall und Scheune hat laufen sehen, und wenn es ihm nun gar zu viel vorkommt, hält er ja auch die Landstraße, die ihn lange genug getragen hat. Er kommt also gut gewappnet und ist sich seiner Sache durchaus gewiß.

Als er vor Mutter steht, vergeht ihm seine Dreistigkeit bis auf den letzten Rest, sie hat ja nicht umsonst von seinem besonderen Gemüt gesprochen. Er hat an ein kleines Mädchen gedacht, und er sieht eine Frau mit weißem Haar. Das ist gegen die Verabredung, die er stillschweigend schon mit sich getroffen hatte. Er verfällt also in den gegenteiligen Zustand, redet von unerforschlichen Ratschlüssen, von Gottes Segen und einem endlichen seligen Ende, lauter dummes Zeug, und das sagt Mutter ihm auch. „Du mußt erst einmal essen und in ordentliche Kleidung gesteckt werden“, sagt sie, „alles andere wird sich finden.“

Er knickt innerlich sogleich ein, eine so straffe Ansprache unter weißem Haar heraus hat er wohl nicht erwartet; und später sieht er vor der Schüssel, die Mutter ihm gefüllt hat. Es geht ihm leidlich, aber bei dem geringsten Anlaß ist er hochbeinig, ja geradezu auffällig, und als Mutter ihm sagt, daß er ihr nicht genug ißt, antwortet er, daß er eben einen eingeknurrten Magen hat. Er legt den Löffel bald fort, wischt ihn aber vorher nachdrücklich am Hofenbein ab. Mutter hindert ihn nicht; sie weiß sehr gut, daß er nun erst all die unerwarteten Eindrücke verarbeiten muß, die ihm hier geworden sind.

Er hat damit die nächsten Tage noch zu tun. Immer wieder fängt er Unterredungen mit den Knechten an, er will viel von Mutter wissen, vor allem, was sie so weiß gemacht hat. Sie hat ihre Leute vorher angewiesen, ihm jede Auskunft zu geben, und so erfährt er denn alles, was ihm wichtig erscheint. Er nimmt es sehr nachdenklich auf, vor allem das Unglück mit Mutters beiden Kindern; der frühe Tod des Mannes geht ihm weniger nahe: wer nicht mehr leben kann, muß eben sterben. Als eine der Mägde ihm gehörig widerspricht, gibt er sein freundliches Nachforschen sogleich auf; wahrscheinlich hat er sich mit so

jungem Volk zu vertraulich gemacht, und um sie wieder in den gebührenden Abstand zurückzubringen, läßt er durchblicken, daß die Frauen von den Höfen ja auch genug Arger mit allerlei vorlauten und widersehligen jungen Leuten haben. Dem ist natürlich auch ein Teil von Mutters weißem Haar zuzuschreiben.

Die Folgezeit lehrt, daß Reep die Absicht hat, hier erst einmal richtige Wirtschaft einzuführen, der ganze Hof kommt ihm heruntergewirtschaftet vor; kein Wunder, da hier seit langen Jahren jede erfahrene männliche Hand gefehlt hat und außerdem immer wieder landstreichendes Volk aufgenommen wurde. Er selbst ist bei dem Vater der Frau hier einmal in Dienst gewesen, und seit der Zeit weiß er, wie ein Hof geführt werden muß.

Mutter erfährt von seiner Absicht, und sie lobt ihn; alles weitere muß er nun allein überstehen. Zu seinem Unglück macht er sich zuerst über die Tiere her. Rühe dürfen auf der Weide nicht anaepflocht werden, gewiß wird dadurch Futter gespart, aber ein Tier muß seine Freiheit haben; übrigens geht es auch dem Menschen nicht anders. Er pflöcht ein Tier nach dem andern los, bekommt es dabei aber mit einem der Jungtiere zu tun, das nicht weniger unternehmungslustig ist als er selbst. Es werfelt zwar nur so ein wenig mit ihm herum, und der anwesende Knecht braucht noch nicht einmal einzugreifen; es zeigt sich jedoch, daß Reep wohl zwei Beine mitbekommen hat, sich aber nicht im mindesten mehr auf sie verlassen kann. Er kann sich also nicht retten und muß an der Stelle zu Boden, wo der Angriff stattfindet. Er bleibt da liegen, völlig überrascht, und erholt sich nur sehr langsam.

Der Hauptangriff erfolgt aber erst und zwar von Mutter selbst. Sie ist in der Nähe gewesen und sammelt den Verunglückten eigenhändig wieder auf. Als sie ihm jede Wiederholung förmlich untersagt, brummt er zwar nur zu ihren Worten, es wird aber deutlich, daß diese Zurechtweisung in Gegenwart der Mägde eine Art Ehrabschneidung für ihn bedeutet. Die weitere Pflege Mutters hält er dann wieder friedlich aus.

Er hat Mutters unziemliches Verhalten einem so alten und erfahrenen Knecht ihres elterlichen Hofes gegenüber aber nicht vergessen, und als er sich wieder kräftig genug fühlt, denkt er sich etwas aus. Er hält damit gar nicht hinter dem Berg, teilt sein Vorhaben einem der Knechte mit und sagt ausdrücklich, daß er der Mutter gern davon erzählen kann. Da es sich um etwas handelt, was sie von grundaus verabscheut, hätte sie Reeps Plan ohnehin erfahren. Sie hört, und sie fordert ihn sogleich vor sich. Reep hört ebenfalls, aber die Aussprache bleibt ergebnislos, sein letztes Wort ist: „Das Trinken werdet ihr mir auch nicht abgewöhnen.“ Und Mutter antwortet: „Wenn du es nicht lassen kannst, in Gottes Namen. Du wirst ja wissen, was du mir antun darfst.“

Er geht in die Küche und fordert von einer der Mägde eine leere Flasche. Da Mutter vorher schon mit ihr darüber gesprochen hat, bekommt er sie ohne weiteres. Nun ist seine Freude darüber, wie er sich an Mutter rächen wird, freilich nur noch halb; mit einer Weigerung, ihm das Verlangte auszuhändigen, wäre seinem Zustand vielmehr gedient gewesen. Er geht aber doch damit zum Kaufmann und läßt sie füllen. Als er zurückkommt, sieht er seine Landstreicherkleidung fertig daliegen; sie ist aber keineswegs gewaschen und geflickt und sieht also noch genau so aus wie an dem Tag, als er hier zuzog. Daneben liegt ein Brief, ein großmächtiges Ding, es handelt sich wohl um etwas Amtliches. Nun ist Reep durchaus nicht neugierig, aber er mag vieles sehr gern wissen, und so schaut er sich das Schreiben an. Das ist nicht tröstlich für ihn zu lesen. Es steht eine eingehende Betrachtung über seinen bisherigen Lebenswandel darin, und zum Schluß heißt es, daß man sich von amtswegen um diesen Landstreicher kümmern und ihn ohne Verzug festsetzen lassen wird, wenn er auch bei Mutter nicht gut tun sollte.

Reep steht in tiefen Gedanken da. Es ist Sonntag, niemand kümmert sich um ihn, obwohl er jetzt gern jemanden da hätte, mit dem er die Sache besprechen könnte. Wenn man ihn aber in einer so entscheidenden Stunde allein läßt, dann sind ihm alle Leute hier ein solches

Nichts, daß sie gewiß nicht wert sind, ihretwegen in allerlei Verwicklungen zu geraten. Er tritt vor die Tür, hebt die Flasche und feuert sie mit einigen brandroten Verwünschungen gegen den Stall. Jetzt ist plötzlich ein Knecht da, und da das Geschloß unversehrt geblieben ist, geht er hin und zerschlägt es ganz gemüthlich.

Am Abend gibt Mutter ihm das Geld für den verfehlten Brammtwein zurück, und dann teilt sie ihm mit, daß er von jetzt ab eine Vertrauensstellung auf dem Hof einnimmt: er darf an jedem Morgen Knechte und Mägde wecken.

In den folgenden Jahren verschieben sich die Dinge völlig; in aller Einfachheit bringt Keep es zuwege, sich aus der Vertrauensstellung allmählich eine Machtstellung zu schaffen. Er tut gar nicht viel dazu, er setzt jedesmal nur seine Persönlichkeit ein, damit macht er es.

Zuweilen ist er richtig schwermütig und trägt sich dann mit weitausholenden Sterbegebeten. Er behält diese aber nicht etwa für sich, gerade dann nicht, wenn er merkt, daß man ihn noch für ziemlich lebendig hält; er geht vielmehr damit zu Mutter und stellt ihr die Dinge vor. Sie macht aus ihrer Ungewißheit über sein endgültiges Verbleiben kein Hehl und warnt ihn, sich allzu vielen Hoffnungen hinzugeben; ihrer Ansicht nach muß er mit mehreren Überraschungen rechnen.

Auf das Ganze gesehen, ist Keep anderer Meinung. Er hat die feste Überzeugung, daß die jenseitige Macht Ursache nehmen wird, dankbar zu sein, weil sich hier ja doch einer aus einem alten Sumpf zu einem neuen Leben zurückgefunden hat. „Sie werden schon wissen, was sie mir anbieten dürfen“, sagt er.

Weil aber doch niemand genug für eine ungewisse Zukunft sorgen kann, kommt Keep von Zeit zu Zeit auf die abgründigsten Pläne. Die meisten muß er freilich nach einiger Zeit immer wieder verworfen, weil sie sich nicht durchführen lassen; aber eines Tages steht er dann doch wieder vor Mutter. Ihm ist eingefallen, noch einmal von Herzen leichtsinnig zu werden, um den ewigen Mächten auf diese Art zu zeigen, was sie schlimmstenfalls an ihm verlieren könnten.

Dies ist nun selbst Mutter zu viel. Sie weist ihn gehörig zurecht und schiebt ihn auf dem geradesten Weg an seine Arbeit. Aber wenn ihre Gemütsart schon so ist, daß niemand ihr standhält, den sie lieber weit fort als nahe bei sich hat, dann ist Keep nun gar eine über die Maßen hartnäckige Natur. In den nächsten Tagen sagt sie ihm mehrere Male, daß sie ernstlich vorhat, ihn in Gnaden wieder der Landstraße anheimzugeben; aber sie wagt es niemals, wenn der Entschluß zur That gemacht werden soll. Es ist sogar so, daß Keep in solchen Augenblicken droht, er werde den Hof samt allem, was darauf leibt und lebt, hartherzig seinem Schicksal überlassen. Natürlich bleibt er jedesmal.

Am meisten offenbart sich die Macht, die er auf seine besondere Weise ausübt, bei den jährlichen großen Festen, vor allem beim Weihnachtsfest. Er geht dann tagelang wie ein stiller Vorwurf auf dem Hof herum, und es ist wohl zu merken, daß er sich für einen unglücklichen Menschen hält, weil alle in diesen Tagen für liebe Angehörige oder Untergebene sorgen dürfen, er aber alles mit sich allein abmachen muß. Mutter versteht seinen Schmerz, wenigstens bringt sie es nicht fertig, ihn in seinen Betrachtungen zu stören; die Mägde meinen freilich, daß er Mutters Gutmütigkeit ausnützt. „Warum soll er es nicht“, fragt sie, „würdet ihr eine Erinnerung an eine glücklichere Zeit nicht auch pflegen wollen? Hat er damit mehr als ihr? Er nimmt euch ja nichts. Niemand kann sagen, ob in einem so verwüsteten Inwendigen nicht doch eine lichte Stelle ist. Er wird schon wissen, wo es ihm weh tut.“

Der Abend vor dem Fest ist für Mutter der schönste Abend des ganzen Jahres. Sie geht nachmittags mit Knecht und Magd und allem, was auf dem Hof ist, zur Vesper. Der brennende Baum, vor allem aber die Gefänge aus Kindermund stimmen sie weh und fröhlich zugleich, und sie weiß nicht, welches andere Erlebnis sie dem gleichstellen könnte.

Vorher aber kommen die Vorbereitungen für die Feier auf dem eigenen Hof. Es muß ein Baum geholt werden, und Keep weiß, daß Mutter auf den Augenblick wartet, da der jüngste Knecht

zu ihr kommt und sagt, daß er mit seiner Arbeit im Stall fertig ist und jetzt den Baum holen kann.

Der Knecht ist da, und nun zeigt sich, daß auch Keep in der Nähe ist; und er wählt seinen Platz so, daß Mutters Auge auf ihn fallen muß. Sie sieht ihn, es ist ja nicht das erstemal, daß die Dinge in dieser Weise vor sich gehen. Sein Blick sagt, daß Mutter für diese Aufgabe natürlich den Knecht wählen wird, der kein anderes Verdienst hat, als daß er jung und kräftig ist, während er selber mit seinem Alter und seiner Erfahrung wieder hintenanstehen muß.

Das Ende ist, daß Keep den Baum holt. Er bewaffnet sich mit einem kleinen Handbeil, geht aber nicht vom Hof, ehe nicht Knecht und Magd gemerkt haben, daß er es sein muß, der dem Fest seine Weihe gibt. Dann macht er sich auf; aber obwohl der Wald gar nicht so weit ist, kommt er lange nicht zurück. Zulezt, als alle schon meinen, daß Mutter in diesem Jahr den Baum gewiß nicht mehr vor der Vesper fertig bekommen wird, erscheint er zwischen Stall und Scheune. Er trägt den Baum aber nicht etwa, er zieht ihn hinter sich her, er zieht ihn wie einen Schlitten über den Schnee. Und nun glänzt sein Gesicht, er zieht mit dem Baum gleichsam den ganzen Wald und außerdem noch seine eigene Jugend hinter sich her.

Es ist keiner von den bestgewachsenen Bäumen. Die Zweige stehen ungleich am Stamm, die Spitze ist ein wenig schief, und nach der Mitte zu sind ein paar verkrüppelte Enden zu einem richtigen heimlichen Nest zusammengewachsen. Keep aber ist stolz, daß er nach vielem vergeblichen Suchen einen so schönen Baum gefunden hat; und auch Mutter ist mit seinem Dienst zufrieden. Sie sagt, daß ihr eine solche Tanne im Grunde lieber ist als eine gleichmäßig gewachsene. „Man sieht, wie das Bäumlein gearbeitet hat, um nach oben zu kommen und eine richtige Tanne zu werden; und darin könnte es für uns alle ein rechtes Vorbild sein“, sagt sie. Zulezt sind auch Knecht und Magd zufrieden; und als der Baum erst in seinem Fuß steht, ist von seinen Schwächen überhaupt nichts mehr zu erkennen. Obendrein weist sich aus, daß

Keep gerade noch zeitig genug gekommen ist. Hochbefriedigt legt er das Beil fort.

Darauf bleibt Mutter eine lange Weile allein in der Stube, in der am Abend der Baum brennen wird. Sie schmückt ihn, und dann legt sie für jeden die Geschenke zurecht. Das ist vor allem für die Mägde eine unerträgliche Stunde. Sie machen ihre Arbeit, aber dabei können sie nicht anders, als immer wieder einmal zur Tür hinhorchen, hinter der sie Mutter wissen. Sie schwätzen miteinander, unterbrechen ihre Reden, und dann schwätzen sie wieder. Auch die Knechte sind in Erwartung, der eine und der andere kommt vom Stall herein und schaut in die Küche, in der die Mägde beschäftigt sind. Es ist unmöglich, in diesen Stunden ein alltäglicher Mensch zu sein.

Keep tut gar nichts dergleichen. Eine lange Zeit hindurch sieht man ihn nicht, plötzlich steht er dann in der Küche, blickt strenge auf die Mägde, ob sie über all ihrem Geschwätz denn gar nicht weiterkommen wollen, und dann geht er durch die Tür. Er erdreißtet sich und geht geradezu durch die Tür, die heute für niemanden da ist, bis Mutter sie feierlich öffnet. Die Mägde kennen das vom vorigen Jahr her schon, sie haben es für diesen Abend aber doch nicht erwartet; und die jüngste unter ihnen findet sein Tun schlechtweg schamlos.

Keep bleibt an der Tür, und Mutter, die das ja auch schon kennt, kümmert sich zuerst gar nicht um ihn. Dann will sie ihn aber wohl ablenken und fragt nebenbei nach dem Wetter; denn nach der Erfahrung der Dörfer gehen Gäste, die spät kommen, auch spät fort, und über Weihnacht muß der Winter anhalten, wenn das Jahr in Ordnung kommen soll. Januarschnee ist gut, aber die weiße Decke zu Weihnacht ist ganz unerlässlich. „Was meinst du“, fragt sie ihn, „wird sich der Schnee über Weihnacht halten?“

Keep hat eine ganz andere Begrüßung erwartet, er brummt also nur, und es ist nicht ersichtlich, ob er Schnee oder was sonst vorausagt. Dann wird er freier, und Mutter hört ganz deutlich, daß er ihr antwortet. „Dumme Frage, der Schnee liegt noch fußhoch, und die ganzen Wege werden heute abend verweht sein.“

Mutter weiß das selbst, sie hat ihn ja nur hinhalten wollen; auf diese Antwort fährt sie nun herum. „Es ist nicht nötig, daß du wieder einmal dastehst und jetzt schon siehst, was dir beschert werden soll.“

Darauf wendet Keep sich erschrocken um, kehrt das Gesicht zur Wand, und jetzt sieht Mutter, daß er eigentlich ganz im Recht war. Er trägt seinen guten Rock schon, und er wird sich darin nicht eher wohl fühlen, bis sie ihn nicht von allen Seiten ansehen hat. Ja, Mutter war wieder einmal zu schnell, alle Schuld liegt bei ihr; sie läßt den Gabentisch also, wendet sich ihm zu und sagt ihr Urteil. Keep geht erhobenen Hauptes zur Tür; jetzt beginnt für ihn das Fest.

Bevor Mutter sich in den Schlitten setzt, um zur Vesper zu fahren, stellt sie sich entschlossen vor ihn hin und sagt: „Du wirst uns natürlich auch an diesem Abend die Andacht stören?“

Das ist eine harte Frage für ihn. Er antwortet aber gar nicht darauf, hebt nur die Arme und sagt: „Ich habe euch alle hier schon so satt; jetzt sogleich werde ich mein Bündel schnüren und wieder auf die Landstraße gehen.“

Mutter steigt zu dem Fahrer auf den Vorderstuh, sie sitzt nicht gerne hinten, weil sie sich in ihren Gedanken nicht stören lassen mag, auch nicht durch einen Rücken, der vor ihr aufgebaut ist: sie muß den Weg und die Pferde vor sich haben. Nach ihr steigt Keep auf, er hat vorsorglich einen Sack mit Häcksel hinaufgetan, und um Rücken und Knie muß er sich warme Decken schlagen.

Unterwegs, als der Schlitten sacht über die verwehten Gründe gleitet, wendet Mutter sich um und sagt: „Komm näher heran, Keep!“ Er tut es, und sie befiehlt ihm mit ihrer eigenwilligsten Stimme: „Du gehst heute abend nicht von deinem Platz, damit du mir nicht die gleiche Schande wie im Vorjahr machst.“ Und darauf erzählt sie, so gut es bei dieser Gelegenheit gehen will, die Geschichte von den beiden Lenkern des Lebens, dem Hellen, Lichten, der Wollen und Ausführen in eins bringen kann, und dem Dunklen, der wohl das Gute will, aber das Böse schafft. Keep bezieht diese Geschichte jedoch keineswegs auf sich

und sagt nur: „Was weiter? Schlechte Kerle und anständige Menschen hat es immer gegeben.“

Mutter seufzt, sie sagt: „Setz dich nun wieder ordentlich zurecht.“ Und dann erinnert sie sich an die letzte Vesper, der Turm des Kirchdorfes kommt gerade hinter den Schneehügeln zum Vorschein. Mutter saß damals, gesammelt und für alles Schöne vorbereitet, auf ihrem Platz; Keep stand auf dem Chor hinter der Orgel, er wollte den Tönen wohl so nahe wie möglich sein, und Mutter hat ihm hinterher das Unschickliche seines Verhaltens auch nicht darlegen mögen. Als die Gemeinde zum Hauptgesang ansetzte, erschrak sie: Sie sah, daß Keep sich von seinem Platz löste und hinter den Köpfen der Dorfkinder verschwand. Ein wenig später stieg er die Treppe herab, und in diesem Augenblick hätte Mutter am liebsten weit fort auf dem Schnee gefessen. Keep kümmerte sich um gar nichts, er ging stracks zwischen all den Bänken hindurch und an den Baum; und nun mußte Mutter, was er vorhatte. Der Küster hatte ein Licht übersehen; bis dahin war sie das nicht gewahr geworden, jetzt sah sie es. Das Licht saß hoch am Baum, Keep konnte es nicht erreichen. Statt daß er sich nun still wieder fortgemacht hätte, tat er etwas ganz anderes; er ging da hinüber, wo die kleinen Holzschemel für allerlei Berrichtungen standen, nahm ein brennendes Licht, und dann stieg er auf einen der Schemel. Mutter meinte, vor Zorn und der Sorge um Keep zu vergehen; die Schemel waren alt und nicht mehr besonders fest. Er bekam aber ohne Unfall fertig, was er sich vorgenommen hatte, entzündete das Licht, stieg dann wieder herab und brachte den Schemel auch noch obendrein an seinen Platz, obwohl das wirklich nicht mehr nötig gewesen wäre. Mutter meinte nun freilich bei sich, daß der Baum erst jetzt ganz festlich strahle; das vorher dunkle Licht hatte ihn wirklich ein wenig kahl und düster gemacht, aber das, was sie ausgestanden hatte, blieb ihr noch lange in den Gliedern, sie konnte zur Rückfahrt kaum auf den Schlitten kommen. Gleichwohl hatte sie ihm keine Vorhaltungen machen können, und sie sah noch jetzt sein befreites Gesicht, mit dem er nach seiner

Berrichtung wieder an seinen Platz gegangen war.

Mit solchen Gedanken plagt Mutter sich also, als sie vom Schlitten steigt. Aber an diesem Abend macht er es ihr leicht, er meidet die Chortreppe und geht dahin, wo die alten Leute von den Höfen sitzen; als er angekommen ist, fällt er sogleich in eine tiefe Andacht. Auch Mutter wird festlich gestimmt; der Baum brennt, vor jedem Platz steht außerdem ein Licht, und die Orgel beginnt sogleich mit einem leisen, getragenen Vorspiel. Die Kinder haben ihren besonderen Platz, der Hauptgesang setzt ein, und unter den ersten Versen nimmt der Küster den Opferstock und trägt ihn von Bank zu Bank, damit jeder seinen Groschen hineintut. Mutter wirft ein Auge hinüber, sie sieht, daß Keep den Mann gar nicht beachtet, obwohl sie selber ihm für diesen Zweck vor der Herfahrt ein gutes Geldstück in die Hand gegeben hat. Er singt und läßt sich durch nichts anfechten, hat die Augen tief im Buch und gibt laute und herzliche Töne von sich, alles andere hat er vergessen. „Wie ist das möglich“, denkt Mutter, „muß er mir denn jedesmal Kummer machen?“

Aber es geht vorüber, und vielleicht haben nur wenige gemerkt, daß gerade einer von Mutters Hof für dieses Fest nicht geopfert hat. Sie nimmt sich aber vor, ihn heute nicht zu schonen und ihm verschiedenes zu sagen.

Später sieht sie, daß Keep das Licht von seinem Platz genommen hat und es in der Hand hält. Vielleicht hat er es schon beim Singen herabgenommen, weil er die Worte nicht recht lesen konnte; nun aber könnte er es wieder an seinen Ort bringen. Er tut es nicht, sitzt in sich versunken da, und das Licht hält er in der Hand.

Dann gehen die Kinder an den Baum. Sie erheben ihre jungen Augen und singen die Gesänge, die auch Mutter einmal gesungen hat. Sie sitzt ergriffen da, ist nur Hingabe und Rührung, und in ihren Augen hat sie die Tränen, die den eigenen Kindern auf dem Friedhof gelten. Es ist jetzt ganz still. Nicht einmal in den Pausen zwischen den einzelnen Versen vernimmt man ein Geräusch.

Alles geht gleichsam ohne Atemholen vor sich.

Dann aber fährt Mutter auf ihrem Platz zusammen: Sie hört Keep! Ja, sie hört ihn in dieser Stunde. Die andächtig zum Baum erhobenen Augen, vor allem die hellen Kinderstimmen rühren ihn zwar nicht zu Tränen, ein solcher Mann ist er nicht, aber sie rühren ihn zu anderen Dingen. Er ächzt und stöhnt, er räuspert und schneuzt sich und läßt also die ganze Gemeinde auf diese Weise an seiner Rührung teilnehmen.

Mutter wagt es, sie sieht schnell einmal zu ihm hinüber. Er hat sich weit vorgebeugt und sitzt da, als ob er auseinanderfallen möchte. Er bläst sein ganzes Gemüt von sich, und man hört ihn nun sogar unter dem Singen der Kinder. Dabei hält er immer noch das Licht fest.

Mutter bedeckt das Gesicht mit der Hand; er macht es ihr so arg, daß sie vor Scham fast laut herausweint.

Nach der Feier trifft sie mit ihm am Ausgang zusammen, und als sie ihm durch einen Blick zeigen will, wie unglücklich er sie mit seinem Lärmen gemacht hat, kann sie es doch nicht. Sie sieht, daß seine Hand dick voll Wachs geträufelt ist. Er hat das Licht ja damit gehalten; und wenn er nicht gemerkt hat, wie ihm die glühheiße Flut über die Hand gelaufen ist, wird er auch von seinem Achzen und Stöhnen nichts gemerkt haben.

Nein, sie kann ihm den heutigen Abend stören, vor allem die Bescherung unter dem Baum nicht. Aber morgen wird sie es ihm sagen, sie wird ihn vor den Knechten und Mägden nicht schonen; er hat sie vor der ganzen Gemeinde ja auch nicht geschont.

Der Morgen des ersten Festtages wurde eine einzige Unerquicklichkeit für Keep. Nicht nur, daß er den Mägden standzuhalten hatte, denen sein Verhalten ja auch nicht verborgen geblieben war, er mußte vor allem hören, daß Mutter ihn für den Mittag vorgefordert habe. Weiterhin kümmerte sich niemand um ihn, er blieb ganz allein und war also aller bösen Ahnungen voll. Darüber hinaus war das Ganze eine einzige Verwirrung für ihn, er war keineswegs einer abwegigen Regung gefolgt, in seinem Sinn hatte er den Abend mit der ihm gemäßen

Hingabe begangen; weiter war nichts geschehen.

Aber auch dieses Ereignis wendete sich noch zum Guten für ihn. Er tat nichts dazu, jedenfalls hatte er nicht die geringste Absicht; es war sein Gemüt, das er nicht regieren, dem er immer nur folgen konnte, und das besänftigte Mutter.

Als er auf dem Hofplatz ankam, sah er, daß da ein Wagen vorgefahren war. Mutter hatte Besuch bekommen; eine entfernte Verwandte, die ihre beiden Kinder mitgebracht hatte, war es. Reep sah die Kinder, sie spielten unter den Fenstern, zwei Mädchen, fröhlich und unschuldig; und da das Erlebnis des vergangenen Abends mit der nun drohenden Rede Mutters ihm jetzt besonders arg zufileh, meinte er, noch niemals etwas Lieblicheres gesehen zu haben.

Daran schloß sich eine Reihe anderer Gedanken, mit denen er ganz allein fertig werden mußte, weil er zu niemandem davon hätte sprechen mögen. Drinnen saß nun also Mutter, einmal war sie auch ein so kleines Kind gewesen, immer frisch und geradezu, aber auch immer fröhlich und zutunlich. Dann hatte sie selbst Kinder gehabt, und beide waren gestorben. Nun saß sie da mit ihrem weißen Kopf, in jungen Jahren schon so ehrwürdig wie ein Bild in einem alten Buch. Reep hatte unter den Landstreichern von der Mutter am Brook gehört, ehe er gewußt hatte, wer denn nun eigentlich gemeint war. Sie sorgte für das klägliche Volk da draußen und hatte in ihrem Herzen nur Liebe und Güte, obwohl ihr das selten gedankt wurde. Im Grunde hätte sie etwas Besseres tun können, aber daran dachte sie nicht; sie half, und sie verzieh immer wieder, wenn es nötig war.

Gestern abend hatte nun er selbst ihr wieder etwas angetan. Es war nicht seine Absicht gewesen, ganz im Gegenteil hatten ihn nur gute und nützliche Gedanken bewegt; aber doch hatte niemand mit ihm zufrieden sein können, und alles war auf Mutter zurückgefallen, wenigstens hatte sie es sich zugezogen.

Mutter sitzt in der Stube, die Verwandte ist bei ihr, und auch die beiden Mädchen sind allmählich hereingekommen. Sie spricht gerade von ihrer eigenen

Kinderzeit; diese seltenen Besuche sind für Mutter die einzige Gelegenheit, im Gespräch mit andern auch einmal an sich denken und Erinnerungen nachhängen zu können.

Da geht die Thür, und Reep schiebt sich herein. Er steht zaghaft und demütig und ganz und gar zusammengefaltet neben dem Eingang, hält seinen schwarzen Hut in der Hand und hat nicht die kleinste Überlegung, was er nun etwa sagen oder tun könnte. Sein Eindringen muß als völlig ungehörig angesehen werden, obwohl Mutter ihn für diese Stunde ja hat vordern lassen. Niemand hat das Recht, einfach so in die Stube zu kommen, wenn Mutter lieben Besuch hat, mit dem sie allein sein möchte; das ist nur dem möglich, der etwas Wichtiges aus der Wirtschaft zu berichten hat.

Reep hat gar nichts zu berichten, nicht einmal von sich; sein Kopf ist eine einzige Leere, mehr hat sein Nachdenken nicht hinterlassen. Er sieht jedoch die Kinder, und da Mutters erbarmungswürdiger Kopf sich gerade neben dem blonden Haar der beiden Mädchen befindet, wird Reep auf dem Fleck von seinen Gefühlen übermannt. Er ist ja doch der eine, der diesen Kopf einmal als einen andern gesehen hat; er sieht ihn auch jetzt ganz deutlich. Und nun ist Reep schwach und jämmerlich und weiter nichts als völlige Hinfälligkeit. Er setzt sich auf die Bank neben der Thür, hält den ehrwürdigen schwarzen Hut vor das Gesicht und gibt sich seinem Schmerz hin. Er zieht sein Tuch hervor, das Mutter ihm gestern abend mit anderen Geschenken zusammen beschert hat, faltet es weit auseinander und wischt Stirn und Nase; nichts verbirgt er von dem, was so plötzlich über ihn gekommen ist. Und dann sinkt sein Haupt vorüber, er hängt es in diesen ersten Festtag hinein; wenn er jetzt unter Stank und Rauch abscheiden und seinem gerechten Spruch entgegensetzen soll, dann ist ihm das gerade recht.

Mutter hört ihm eine Weile zu, sie kann es ja nicht ändern. In Wirklichkeit hatte sie das Ereignis des gestrigen Abends fast vergessen, nun wird sie wieder daran erinnert. Sie weiß ja nicht, welche Berge Reeps Seele inzwischen schon gewälzt hat, und meint, daß er mit

seinem Tuch nicht mehr als diesen Abend vor ihr ausbreitet. Am liebsten möchte sie nun gar nicht mit ihm sprechen, ihm vielmehr Zeit lassen, mit sich allein fertig zu werden und darauf die Thür wieder still hinter sich anzuziehen.

Aber unterdes sind die beiden Kinder auf den Mann neben dem Eingang aufmerksam geworden. Mutter wendet sich ihm also zu und sagt: „Nun, geh nur wieder hinaus, Reep; ich weiß, was du denkst. Wir alle haben ja einmal Nachsicht nötig.“

Reep steht auf, er macht eine Art Verbeugung vor dem Besuch, vor allem aber vor Mutter. Dann bedeckt er sich mit seinem Hut und geht durchaus nicht leise zur Thür hinaus. Hat er sich mit dem

kleinen Mädchen von ehemals nicht doch wieder gut verstanden?

Er geht über den Hof. Der jüngste Knecht steht da, der erst seit einigen Wochen auf dem Hof ist und in die Art, die hier gilt, noch hineinwachsen muß. In seiner festen, vorlauten Art fragt er Reep, was man denn da drinnen für ihn gewußt hat.

Reep sieht ihn über alle Maßen mitleidig an. Was ist das für einer, der da? „Bist du schon ein Mensch?“ sagt er; „du bist noch gar keiner, du willst erst einer werden.“

In seiner Kammer wählt er dann unter all seinen guten Vorsätzen die besten aus; und die erscheinen ihm für diesen Tag gerade gut genug.

## Der Acker

Und wiederum erstand  
das deutsche Volk aus seiner Erde, seinem Land.  
Wer recht ihm dient, dient seinem mütterlichen Boden.  
Als es begann, den Urwald auszuroden,  
pflanzte es sich selbst hinein in die entstehende Welt,  
in braunen Acker, himmelfreies Feld.  
In Furchen ging's, grub, streute Saat,  
trat steinig-erdigen, lustumwehten Pfad.  
Und dort, wo die Kornwoge rauscht im Heimatwind,  
die Heide blüht, der Wald in Raum sich spinnt,  
dort ist's auch, wo sein Dichter geht und sinnt,  
Gedanke, Geist, der erdennah, schwebt  
und wie ein Haupt über das Land sich hebt:  
stets neu zur großen Ausfaat zu bereiten  
den Acker Zeit, auf dem wir alle pflügend schreiten!

Wilhelm von Scholz

# Der Tod Heinrichs I.

Eine geschichtliche Miniatur von Wilhelm von Scholz

Die Glocken des Benediktinerklosters Memleben an der Anstrut hallen in die helle Sonne eines heißen Julivormittags. Außer diesem auf-und-abschwingenden Ton ist kein Lebenszeichen in der über die Baumwipfel sich erhebenden Dächer- und Gebäudegruppe zu bemerken: kein Rauch steigt auf, niemand zeigt sich an den Fenstern, das Tor über dem Aufschwungsweg bleibt geschlossen. Weder in den eigentlichen Klostergebäuden noch im Wirtschaftshof noch in dem Fachwerkhaus, das als eine Art kleiner königlicher Sommerpfalz an den Konvent angebaut ist, läßt sich wie sonst der Arbeitstag vernehmen. Alles ist still, nur die Glocke schwingt.

Da und dort hebt ein Bauer, der im Felde schafft, den Kopf und verwundert sich des frühen Lätens, vermeint, daß er sich mit der Zeit geirrt haben müsse, weil es nun schon Mittag sei — gewahrt aber bald, daß der Turm des Klosters heute nicht endet mit seinem Schall und dies Geläut wohl anderes bedeuten müsse als die Mahnung zu Rast und Gebet oder Speise und Trank.

Von den Bauern, die so — weit in den sonnigen Fluren verstreut und einander nicht sehend — aufhorchen, weiß auch mancher, daß der König Heinrich, geleitet von seinem Sohn Otto, von Erfurt über Eckartsberga herkommend, erst vor wenigen Tagen im Kloster eingekehrt ist, und daß es geheißsen habe, er sei krank und könne die Fahrt nach Quedlinburg in seine Pfalz nicht fortsetzen.

Die diese Nachricht vernommen, erschrecken über das schwingende Geläut, nehmen die schmutzige Kappe ab und sprechen ein Vaterunser. Aber sie wagen es noch nicht zu denken, was der Turm am weißwolkigen Himmelsrand drüben dem Lande ringsum vielleicht zuruft, weil sie davor zittern. Denn wenn es wäre, dann

möchte dem Klang der Glocke bald das Lärmen der Trommeln und Trompeten folgen, Kriegsnot und Elend für den Bauern hereinbrechen, die des mächtigen Heinrichs Hand gebändigt. Auf solchen gewaltigen Mannes Tod lauern die niedergezwungenen Anholde lange schon, um wieder hervorzubrechen; denn sie wissen, daß auch er sterblich ist.

Immer noch hallt die Glocke über das Land. Im Innern der Mauern bebt sie dunkel, tief und voll in ein verhangenes Gemach, in dem ein König von achtzehn schweren Herrschaftsjahren zum ersten Male ausruht.

Priester sind im Gemach und beten, Weihrauch steigt auf, Diener knien. Zu Füßen des Bettes, aber nicht nahe, so daß er alles überblickt, steht der künftige König: Otto, der, als sein Vater ihn in Erfurt den Fürsten vorstellte und für ihn um die Krone warb, als die Mächtigen des Reichs ihn zum Nachfolger Heinrichs bestimmten, mit seinen vierundzwanzig Jahren noch ein bescheiden errötender, höflich lächelnder Jüngling war, der sich über die ihm gewordene Ehre kindlich freute.

Otto war wie von unsichtbarer Hand an der Schulter gepackt, wie von einem Blißschlag im Geiste angerührt dagestanden, als der Leibarzt des Königs Fahrt hier in Memleben halt geboten hatte und den Memlebenen Königsohn wortlos auf das Aussehen Heinrichs hinwies, der, nachdem man ihn in das stets für ihn bereitgehaltene Gemach geführt, geschlossenen Auges auf sein Lager gesunken war. Es donnerte um Otto und der Boden bebt unter ihm, als der Arzt zur Seite trat und den dem König befreundeten Abt mit dem heiligen Salböl an das Bett des Sterbenden ließ.

Für Otto war alles zu rasch gekommen. Er hatte die Bedeutung der Erfurter Wahltagung noch kaum erfasst. Er lebte gemäß seiner Jugend im Augenblick und dachte vor allem an das Nächste: Heinrich, Edgitha, die Kinder, und wie er seines Bruders Heinz über die Wahl sicher gekränktes Herz wieder versöhnen wollte. Jetzt war das alles wesenlos vor dem, was er vielleicht in der anbrechenden Stunde schon beschließen, befehlen, anordnen, tun mußte. Jetzt, während er dem Gebetsmurmeln der Priester lauschte, suchte er in seinem Gedächtnis zusammen, was alles ihm sein Vater, schwer und langsam sprechend, auf der Fahrt über den Königsberuf und über die bei jedem Thronwechsel drohenden Gefahren gesagt.

„Sie haben früher“, hatte der königliche Vater vorgebracht, „geteilt und geteilt. Die Arbeit meines Lebens war Zusammenbringen. Das sollst du fortsehen. Du wirst wie ich zugleich deutscher König und Herzog der Sachsen sein. Das Herzogtum wird dir als Grundmacht dienen, auf die du dich auch als König stützen kannst. Aber mach dein Herzogtum nie groß auf Kosten des Reichs! Schaffe, wenn du es vermagst, die Königsmacht so stark, daß sie vielleicht einmal kein Herzogtum mehr braucht, und übergib sie, wenn du dich alt und krank fühlst wie ich, dem Würdigsten, Besten! Deinem Sohne nur, wenn du wie ich weißt, daß er der Tüchtigste, Beste ist!“

Als der Vater das sagte, hatte er einen feuchten Glanz in seinen ernstesten Augen gehabt und hatte seinem Sohne die Hand aus dem Wagen hinaus gereicht; denn Heinrich mußte, welches Schwere und Große damit auf die jugendlichen Schultern gelegt ward. Otto mußte es nicht.

Heinrich hatte noch manche kluge Lehre, wie sie ihm so aus seinen Erfahrungen einfiel, dem Sohne gegeben, hatte ihm alle die Mächte genannt, die er, Heinrich, niedergezwungen; die alle nun erproben würden, ob nicht die Hand weniger fest wäre, die sie hielt, das Schwert weniger rasch und scharf, dessen sie sich zu versehen hatten. Die Slawen, die alten Feinde jenseits der Elbe, hatte er genannt; die Ungarn, und an denen wie an den Slawen gepriesen, daß sie offen-

bare Feinde seien, gefährlich, aber zu erkennen. Schließlich hatte er den Sohn vor den Ränken machtthüster Herzöge und Fürsten im Reiche selbst gewarnt, vor denen er sich noch viel mehr hüten müsse. Mit fühlbarem Schmerz hatte der König von seinem jüngeren Sohne Heinrich gesprochen und sich von Otto geloben lassen, daß er über dieses Sohnes Haupt und Leben, was auch kommen möge, eine schützende Hand halten werde.

Dann hatte er wehmütig gelächelt: „Du bist ein Träumer, Otto! Warst es schon als kleiner Bub. Wie oft hast du deiner Mutter und mir seltsame Mären erzählt, die du erlebt haben wolltest, Kämpfe mit Drachen und Riesen, daß deine Augen leuchteten und deine Wangen rot wurden! Aber wenn du König bist, darfst du kein Träumer mehr sein!“

Otto überdachte das alles wieder, während der Abt sabte, der Weihrauch wölkte, die Priester beteten, und suchte in diesen Gesprächen nach einem Wort des Vaters, das ihm von der Pflicht in der nächsten Stunde gesprochen hätte: was gleich zu tun sei, wenn der König verschieden. Aber darüber fand er kein Wort des Kranken, der nur von einer Zeit nach seinem Tode sprach, zu der Otto schon weithin herrschen und das Szepter halten würde.

Otto fühlte mit heißem Schmerz, daß er seinen Vater mehr liebte, als er zu dessen gesunden Zeiten je gemußt hatte, daß er plötzlich mit dem Vater verbunden war wie mit niemandem auf der Erde — Edgitha nicht, seinen Kindern nicht, seiner Mutter nicht und keinem Freunde! Er erschien sich selbst wie der Schatten seines Vaters und trug die Gewißheit in sich, daß der Vater immer wie lebend neben ihm, dem Sohne, sein werde, daß er des Vaters Willen und Werk fortzusetzen habe, als ob Heinrich in ihn, Otto, eingegangen sei. Otto suchte in sich den Ton von seines Vaters Stimme und fand ihn endlich wie einen Trost. Dabei sah er sich schon groß ausschreiten über Deutschland und die bewohnte Erde und träumte, wie er nach Jahrzehnten, die ihm Nebel verbarg, mit seinen eroberten Kronen in dieses entlegene Dorf und Kloster zurückkehrte, als fände er hier

noch immer den geliebten Vater und als locke er nun ein Lächeln der Anerkennung, der Zustimmung auf die verehrten Züge.

Die Klug, die der Abt an dem Bewußtlosen begonnen, ward eben an dem Toten beendet, dessen Hinweggehen von Thron und Reich heimlich geschehen war und in einer Stille, die schon jenseits der Erinnerung an das Leben lag. Das Werk, das jeder Herrscher — ja jeder Mensch — unvollendet verlassen muß, war nicht

mehr vor dem überdunkelten Auge des Sterbenden gewesen, auch in seinem Herzen nicht die Hoffnung und Gewißheit, die er all seine männlichen Jahre hindurch gehegt: in seiner Todesstunde einzugehen in ein himmlisches Königreich; auch die Furcht nicht, um unwissentlicher Sünden oder unausweichbarer Härten seines Amtes gegen Feinde von dem höchsten König gerichtet zu werden; auch die Liebe nicht mehr zu seinen Nächsten. Nur Frieden.

## Gleichnis Birke

Birke, du feine, dich fassen die Winde als Leier.  
Wie ein empfängliches  
Saitenspiel bist du der leisesten Regung bereit.  
Durch deiner wehenden Zweige durchsichtige Schleier,  
Durch dein Vergängliches  
Schimmern die Sterne, die Augen der Ewigkeit.

Schwerer beschaffen als du sind wir menschlichen Wesen,  
Und der beschwingende  
Atem der Welt löst nur selten in uns das Geläut —  
Einst aber läßt aus geläutertem Antlitz sich lesen,  
Daß der durchdringende  
Glanz des Unsterblichen uns auch zur Schönheit geweiht!

Heinrich Anacker

# VOLK UND RAUM IM OSTEN

## Das politische Generationenproblem der Tschechen

Die staatliche Veränderung im böhmisch-mährischen Raum hat im tschechischen Volk eine sehr lebhafteste Diskussion über den Ablauf des Geschehens der letzten Jahre ausgelöst. Es ist wohl verständlich, daß man die Blicke zunächst nach rückwärts wendet, wenn man die Gegenwart als unabänderlich anerkennen muß und daher die Zukunft vorgezeichnet sieht. So forscht man nach den Ursachen, die den Wandel der Dinge herbeigeführt haben. Die Politik der 20 Jahre wird überprüft und die Fehler festgenagelt. Die Feststellungen des Tatbestandes aber führen leicht zur Anklage der Verantwortlichen in dieser Zeit, die Rechtfertigung auf der anderen Seite auslöst. In dieser Diskussion ist es nun interessant, daß die führenden tschechischen Militätkreise in scharfer Weise als Ankläger der ehemaligen Staatsführung auftreten. Ihr Wortführer ist der bekannte Militärschriftsteller Oberst Moravec, der einst in der gleichen leidenschaftlichen Weise die bekannten tschechischen Thefen von der „Barrierenpolitik der Tschecho-Slowakei“ gegenüber Deutschland im Interesse ihrer Selbständigkeit verteidigt und begründet hat. Er tat es, wie er nun darlegt, in der Voraussetzung, daß die politischen Situationsberichte, die vom Prager Außenamt der tschechischen Armeeführung erstattet wurden, den weltpolitischen Tatsachen entsprächen. Nun erklärt er, daß der Gang der Ereignisse gezeigt habe, daß Beneš und sein Kreis die tschechische Führung getäuscht und dadurch die bekannten Ereignisse herbeigeführt habe. Mag sein, daß er durch diese Anklage die politische Führung, die Haltung der tschechischen Armee rechtfertigen will. Jedenfalls führt er in seinen Publikationen eine sehr heftige Sprache. Bisher hat sich noch kein einziger der alten verantwortlichen tschechischen Politiker auf diese Anklage des tschechischen Militärs gerührt. Die Rechtfertigung der alten tschechischen Systempolitik erfolgt in Gesprächen und in einer Flüsterpropaganda, die

von denen ausgeht, die sich innerlich mit dem Status quo nicht abgefunden haben und auf das große Ereignis warten, das ihn wieder ändern soll. Aber gerade sie stehen ja als Angeklagte des Volkes da und fänden sich gern durch eine Änderung der Verhältnisse von ihrer Verantwortung befreit.

Von der Vergangenheit wendet man sich in der tschechischen Öffentlichkeit und Publikation daher der Gegenwart zu und erhebt die Frage: „Was nun?“, um aus der Antwort Gewißheit über die Zukunft zu erhalten. Ein alter tschechischer Politiker hat die Rolle seines Volkes in der Gegenwart mit Schauspielern verglichen, die von der Welt der Bretter abtreten mußten und nun von der Loge des Theaters aus, den Vorgängen auf der Welt zusehen müssen, immer noch hoffend, wieder einmal in das Rampenlicht der Öffentlichkeit zurückzukehren. Dieser Vergleich ist typisch für die Einstellung der alten tschechischen Politiker. Ihr gegenüber steht die Haltung der jüngeren Generation des tschechischen Volkes, die weniger über das diskutiert, was in der Vergangenheit falsch gemacht worden ist, sondern auf Grund der Fehler der Vergangenheit eine rasche Abkehr von der alten Mentalität und Gesellschaftsauffassung fordert und damit zugleich eine eindeutige Zusammenarbeit mit der deutschen Umwelt anstrebt.

Wenn man von dem klein gewordenen Kreis unverbesserlicher Illusionisten abieht, beherrscht das tschechische Volk das Bestreben, mit dem Problem der Gegenwart fertig zu werden und mit den unabänderlichen Tatsachen ins Reine zu kommen. Seit die Prager Regierung die beiden Minister, die der jüngeren Generation angehören, d. h. Männer sind, die bisher nicht an verantwortlichen Stellen des politischen Lebens ihres Volkes gestanden haben, und der Hauptauschuß der großen tschechischen Einheitspartei ebenfalls durch jüngere Männer erweitert worden ist, sprach man viel von einem ausgebrochenen Generationsproblem. Das ist verständlich.

Die Führung der tschechischen Politik in den vergangenen 20 Jahren lag vornehmlich in den Händen jener Politiker, die bereits in der Vorkriegszeit bestimmenden Einfluß auf das Geschehen des tschechischen Volkes genommen hatten. Sie reklamierten nach 1918 für sich den Ruhm, den österreichisch-ungarischen Staat zertrümmert und die „Freiheit“ des tschechischen Volkes erkämpft zu haben. Auf diesen reklamierten Verdienst stützten sie ihren Führungsanspruch in der Ära Masaryk-Benesch. Unter ihrem Einfluß standen jene, die noch unter den Fittichen des doppelten Adlers erzogen, mit der Begeisterung der Jugend in den neuen Staat eintraten und überall an zweiter Stelle dienten und in dieser Stellung ergrauten. Dieser politischen Führung entstammt der Großteil jener Männer, die heute die Führungsstellung im tschechischen Volke innehaben. Sie waren auf verschiedene Parteien aufgeteilt und in den verschiedenen international ausgerichteten Logen und Vereinigungen tätig. Sie sind nicht nur mit den Sünden der Vergangenheit belastet, sondern auch mit allen Ressentiments an sie behaftet. Gegen diese Führungsschicht steht nur die jüngere Generation auf, die unbelastet ist mit Erinnerungen aus der österreichischen Zeit, kritisch der Entwicklung der tschechischen Staatspolitik unter Masaryk und Benesch gegenüberstand und in Würdigung der neuen Verhältnisse, die Gestaltung des tschechischen Volksschicksals fordert. Zu ihnen stoßen, wie es den Anschein hat, der realistisch eingestellte Teil der Jugend. So gesehen, gibt es drei Generationen, die miteinander um die Behauptung und Erringung der Führung ringen. Ihr Kampf spielt sich innerhalb der großen Organisationen und der verschiedenen Verbände miteinander ab. Das Generationsproblem bei den Tschechen erweist sich aber bei genauer Betrachtung weniger als ein Alters- als vielmehr ein Gesinnungsproblem. Es gibt unter den älteren Tschechen, die die österreichische Ära in allen Stellungen miterlebt haben, ebenso scharfe Kritiker an dem alten Masaryk-Benesch-System wie sich unter der jüngeren Generation Anhänger der alten Politiker befinden. Für die tschechischen Kreise, die nach der Führung drängen, stellt das Generationsproblem die Entscheidung des gesamten Lebens des tschechischen Volkes zu den Problemen der Gegenwart dar. Für sie scheint

die Forderung entscheidend zu sein, das Schicksal der Nation in der Hand von Männern zu wissen, die einen klaren Blick für die Notwendigkeit der Gegenwart haben. Daß die jüngeren Politiker sich rascher umstellen können und sich weniger gebunden fühlen als die in parlamentarischen Würden ergrauten, bedarf keiner näheren Ausführung. Das aufgerollte Generationsproblem stellt sich dem Betrachter als ein Führungsproblem dar. Das tschechische Volk soll nach den geänderten staatspolitischen Verhältnissen eine Änderung seiner Führung vornehmen, die neuen Realitäten Rechnung trägt.

So schreibt „České Slovo“, bei der jungen tschechischen Intelligenz vollziehe sich ein konkreter Wandel. Die Gesinnung vieler junger Tschechen, die die historischen Änderungen verstehen, muß als real bezeichnet werden. Diese Leute rufen bereits auch nach realpolitischer Arbeit der Intelligenz unter den neuen Verhältnissen und protestieren gegen Erscheinungen, die im Interesse der tschechischen Zukunft im Rahmen des Reiches ungesund sind. Viele junge Intelligenzler pflegen die eigene Zusammenarbeit mit den Deutschen. Das Blatt verweist sodann auf das große Interesse, das das Buch von Stanislav Džester (E. Moravec) „Gespräche mit der Realität“ bei den jungen Tschechen gefunden habe. Weitere solche aufklärenden Schriften seien vorbereitet. Die junge Intelligenz wolle sich in ihnen mit den historischen Tatsachen ausgleichen und das Verständnis für die historischen Notwendigkeiten der Tschechen im Interesse ihrer Zukunft erwecken. Ein Teil der jüngeren Intelligenz stelle auch offen die Frage, ob denn die ältere Generation nach den vielen Blamagen und Fehlschlägen in der internationalen Politik überhaupt noch ein Recht habe, die Zukunft mitzubestimmen. Das Blatt führe diese Erscheinungen an, um aufzuzeigen, daß der Gärungsprozeß in der jungen Generation schon ziemlich weit fortgeschritten sei, der früher oder später zur Klärung werde führen müssen.

An anderer Stelle veröffentlichte „České Slovo“ einen längeren Artikel unter dem Titel „Nicht der neue, sondern der bessere tschechische Mensch“. Dieser bessere Tscheche müsse auf fester Grundlage stehen, offene Augen haben und sich vergegenwärtigen, daß der Staat, in dem er aufwuchs und lebte, zusammengebrochen ist. Allzu naiv wäre es,

an die Rückkehr dieser verschwundenen Welt zu glauben. Die geopolitische Stellung der Tschechen war das Ziel des Druckes dreier Interessensphären, der deutschen, italienischen und russischen, und zwar zu einer Zeit, da Frankreich bereits an der politischen Peripherie Europas stand. Was immer man auch sage, in einem sind diese drei Regime den westlichen Demokratien um eine ganze Meile voraus, darin nämlich, daß sie dem vierten Stand, dem Arbeiter der Stirn und der Faust, die Geltung und die ihm gebührende Stellung verschafften. Von dieser Erkenntnis müßten die Tschechen auch bei der Sicherstellung ihrer künftigen nationalen Position ausgehen.

„Lidové Listy“ schreiben zur Heranziehung der Vertreter der jüngeren tschechischen Generation in das öffentliche tschechische Leben, daß der Staatspräsident, die Regierung und die Einheitspartei bewußt einen Weg eingeschlagen haben, der die Befreiung von der Vergangenheit des ehemaligen Parteiwesens und den Zusammenschluß aller nationalen Kräfte und deren Ausrichtung auf das einzige Ziel, nämlich auf die Sicherung der tschechischen nationalen Zukunft bedeutet. Regierung und Einheitspartei hätten damit den Willen dokumentiert, sich ausschließlich der Tagesarbeit für das Wohl aller Schichten des Volkes zu widmen. Im gleichen Sinne ist auch ein Leitartikel der „Národní Politika“ gehalten. — „Národní Listy“ schreiben, heute sei keine Zeit für Vergeudung der Kräfte und Fähigkeiten durch leeres Politisieren. Das Heute lehne die Schatten und die Ansitten der Vergangenheit ab und fordere tatkräftiges Handeln. (Presseauszug nach P. 3. D.)

Diese Äußerungen sind ein nicht zu übersehendes Symptom für den Gesinnungswandel im tschechischen Volk, der auch auf anderen Gebieten feststellbar ist, so z. B. auf kulturellem Gebiet.

Es ist eine interessante Erscheinung des tschechischen Kulturlebens, daß es — abgesehen von den Erscheinungen der einfachen Volkskultur — in allen seinen Äußerungen deutsche Beeinflussung verrät. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß die Werke deutschen Kulturschaffens Nachahmungen sind. Die Werke tschechischer Künstler lassen aber die deutsche Anregung deutlich erkennen. Es ist ja überhaupt eine geschichtliche Tatsache, daß die Blütezeit des tschechischen Kultur-

lebens stets zusammenfällt mit der deutschen Vorherrschaft im böhmisch-mährischen Raum. Es soll in diesem Zusammenhang auf die Ursachen des Mangels einer eigenen großen kulturellen Schaffenskraft des tschechischen Volkes nicht eingegangen werden. Es ist eine Tatsache, die letzten Endes seine Begründung in der russischen Zusammensetzung des tschechischen Volkes hat.

Entsprechend der Entwicklung des tschechischen Volkes suchte sich das tschechische Kulturleben auch von dem deutschen Kulturleben zu befreien. Dabei war wohl ausschlaggebend die Tendenz, durch eine Lösung vom deutschen Kulturkreis die politischen Bestrebungen zu unterstützen. Das bedeutete für das kulturelle tschechische Leben ein Absinken auf allen Gebieten. Es ist interessant festzustellen, daß der sogenannte tschechische Freiheitskampf und selbst die 20 Jahre staatlicher Selbständigkeit keine bedeutenden Kunstwerke hervorgebracht haben. Die tschechischen Komponisten, die mit ihren Werken internationale Beachtung gefunden haben, entstammen einer Zeit, in der das tschechische Kulturleben noch enge Berührung mit den deutschen Kulturkreisen hatte. Dvořák und Smetana sind nicht nur von deutscher Seite befruchtet, sondern auch durch Deutsche in der Welt bekannt geworden. War nach dem Jahre 1918 entsprechend der politischen Orientierung der Staatsführung Paris das Mekka der tschechischen Künstler geworden und französische Kultur das Vorbild für das tschechische Kunstschaffen, so wurde es ein Jahrzehnt später Moskau und der Bolschewismus. Allein diese Tatsache ist ein Beweis für das Anlehnungsbedürfnis der tschechischen Kultur. Aber weder die Anlehnung an die eine noch an die andere Seite hat sich als eine Befruchtung des eigenen Schaffens erwiesen.

Wie man im politischen und wirtschaftlichen Leben im Hinblick auf die geänderten staatspolitischen Verhältnisse nach einer Neuordnung ringt, so äußert sich auch im kulturellen Leben dieses Ringen. Auch hier lassen sich ganz deutlich zwei Gruppen feststellen. Die eine glaubt, das Streben nach einer blutbedingten nationalen Kultur des tschechischen Volkes zu fördern, indem sie den kulturellen Einrichtungen des Volkes, Theater, Konzertveranstaltungen, lyrischen Gesellschaften uvm., finanzielle Unterstützung zukommen läßt, die andere fordert die Aus-

schaltung des alten liberalen und jüdischen Einflusses auf das kulturelle Leben, um dadurch die Voraussetzungen für einen Neuaufbau des kulturellen Lebens zu schaffen. Die einen fördern dabei, nicht ohne politische Hintergedanken, eine Flucht in die geschichtliche Vergangenheit, wie sie von Franz Palazky und seiner Schule dargestellt worden ist, und die bekanntlich jenen tschechischen Geschichtsmythos gebildet hat, nach dem die tschechische Vergangenheit nichts anderes beinhaltet als einen tausendjährigen Kampf der slawischen Demokratie mit dem deutschen Feudalismus, und die Erfüllung einer anti-deutschen Funktion des europäischen Volkes sei. Die anderen, das sind vor allem die jüngeren Gruppen im tschechischen Volke, sehen in der Anlehnung an die deutsche Kulturleistung die beste Förderung einer tschechischen Nationalkultur. Es sind die gleichen, die auch aus den Ereignissen der Vergangenheit die Konsequenzen zogen und aus den raumpolitischen Verhältnissen die engste Zusammenarbeit mit den Deutschen fördern. So ist kürzlich in Prag eine „Gesellschaft der Freunde barocker Kunst“ gegründet worden. Ihre Aufgabe ist, im tschechischen Volk die Erinnerung an die große Kulturentwicklung im böhmisch-mährischen Raum wachzurütteln, die nach dem 30jährigen Kriege aufblühte. Dieser Zeit verdankt Prag ebenso wie der böhmisch-mährische Raum eine große Anzahl hervorragender Kunstwerke, wie sie immer entstanden sind, wenn in ihm das deutsche und tschechische Volk zusammenwirkten. „Beispiele hierfür sind nicht minder“, wie ein tschechisches Blatt kürzlich feststellte, „der alte Prager Teyn-Dom, wo sich neben den Spuren Peter Parlerschen Geistes jenes Werk des tschechischen Barockmalers Karl Skreta findet, das sein Meisterstück für seine Aufnahme in die Malerkunst bildete, wie die prächtige Grabstätte der letzten Przemysliden in Königsaal bei Prag, die durch das Schaffen dieses tschechischen Malers in gleicher Weise geschmückt ist wie durch Werke der deutschen Maler Brandel und Wenzel Lorenz Reiner. Die Beispiele solch enger Verwobenheit deutschen und tschechischen Kunstschaffens in der Barockzeit ließen sich beliebig vermehren“.

Dieses kulturelle Zusammenwirken der beiden Völker brachte im Kunstleben Prags und Böhmens noch manche Blüte hervor, als der politische Gegensatz der beiden Völker

hart aufeinander prallte. Es sei nur an die Schiller-Feier 1859 in Prag erinnert, die von Deutschen und Tschechen veranstaltet und besucht war, oder an die erste Wagner-Aufführung in Prag in den 80er Jahren, die zu einem Kunstereignis für die beiden Völker geworden ist. An diese Zusammenarbeit erinnert man sich auch heute im tschechischen Volke. So stellt z. B. nach einem Bericht des „Prager Zeitungsdienstes“ die „Ceská Korespondence“ in Würdigung der Neuaufführung der „Verkauften Braut“ am 5. März in München fest, daß diese nach der materiellen Seite hin einen Aufwand von etwa einer Million Kronen erfordert. Dabei erinnert die Korespondenz an die langen Anstrengungen, welche seinerzeit notwendig waren, bevor dieses Werk Smetanas an der Pariser Oper aufgeführt werden konnte. Dabei mußten damals die Tschechen als Gegenleistung ungefähr gerade so viel aufwenden, wie jetzt bloß die Ausstattung der Aufführung dieser Oper in München kostet.

Diese Tatsachen veranlassen die Korrespondenz zu der Feststellung: „Wir werden uns selten dessen bewußt, welche wichtige Verbindung mit der Welt die deutsche Vermittlung für die tschechische Kunst war. Wir werden uns selten dessen bewußt, welche Bedeutung die Hilfe Wagners und Liszts für Smetana hatte, und was der Simrock-Verlag für die Popularität Dvoraks in der Welt getan hat. Was München für die tschechische Malerei bedeutet, gehört in die gleiche Kategorie wie die Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeiten, welche die Wiener Lehrkanzeln für Slavistik geleistet hat.“

Während auch die tschechische Literatur im Westen bittere Erfahrungen machen mußte, übersehten die Deutschen tschechische Autoren aus eigener Initiative. Dieses Verhalten der Deutschen bezeichnet die Korrespondenz als ein „Fenster in die Welt“ für die Tschechen. Abschließend wird festgestellt: „Die heutige politische Lage ermöglicht eine noch engere Zusammenarbeit der beiden Völker und an den Merkmalen der bisherigen Entwicklung können wir beobachten, daß auch die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen auf gutem Wege sind, woraus der tschechischen Kultur nur Vorteile erwachsen können.“

Es ist verständlich, daß die neue Ausrichtung im kulturellen Leben Gegenstand lebhafter Erörterungen in der tschechischen Presse

ist. Die Auffassung der beiden Gruppen wird lebhaft besprochen. „In diesen, an manchen Tagen fast die gesamte tschechische Presse in Anspruch nehmenden Diskussionen im Kunst- und Kulturschaffen“, so meldet P.D., „hat sich gegenüber dem Vorjahr ein wesentlicher und gewiß begrüßenswerter Wandel vollzogen. Das Benesch-System, das in politischer Hinsicht einen so scharfen Trennungsstrich zwischen dem nationalsozialistischen deutschen Volk und den „demokratisch-humanitär“ eingestellten Tschechen zog, mußte notwendigerweise auch die kulturpolitische Trennung zwischen den beiden Nationen mit allen Mitteln betreiben. Dieses System verging sich nicht nur gegen die Geseße des Raumes, sondern auch gegen den Sinn einer jahrtausendalten kulturpolitischen Gemeinschaft, die es einfach ableugnen, aus den Geschichtsbüchern herausreißen, wegreden und verbieten konnte. Was weiß heute die unter solchen Verhältnissen ausgewachsene junge tschechische Generation von den anregenden, befruchtenden, ja in vielen Richtungen sogar bestimmenden Einflüssen der deutschen Kultur in Böhmen und Mähren? So gut wie gar nichts! Deutscherseits dagegen hat man Spitzenleistungen tatsächlich tschechischer Volkskultur immer ehrend anerkannt, ja ihnen Weltgeltung verschafft. Wie oft haben tschechische Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler in privaten Gesprächen gern zugestanden, daß die deutsche Nachbarschaft für sie ein Glück bedeutet. Durch das „deutsche Fenster“ vermochten sie die Entwicklung der

Umwelt zu beobachten, wurden aber selbst auch von der Umwelt gesehen. Dieses vom Benesch-System vor Jahren trachend zugeschlagene Fenster ist jetzt von den Tschechen selbst wieder aufgestoßen worden. Darin liegen die äußeren Merkmale der oben erwähnten Wandlung in der kulturpolitischen Einstellung der Tschechen, daß sie heute erstens die jahrhundertlangen und mitbestimmenden Einflüsse der deutschen Kultur und Wissenschaft auf das tschechische kulturelle Schaffen und die wissenschaftliche Forschung anerkennen und ihre Bedeutung bejahen und zweitens vor einer kulturpolitischen Isolierung entschieden warnen. Vielleicht mag die Parole „bodenständiger Kultur“ hier und da unrichtig verstanden worden sein, vielleicht wollte man in einigen tschechischen Kreisen darin die engherzige und eifersüchtige Beschränkung auf die eigenen Kulturquellen sehen und fruchtbare Auswirkung des Austausches wirklicher nationaler Kulturgüter vermieden wissen, jedenfalls sah sich die tschechische Presse zu der Feststellung genötigt, daß die Tschechen keineswegs die Rolle einer Indianer-Reservation mit Schutzbestimmungen für eine versiegende Kulturkraft spielen, vielmehr im Rahmen der übrigen Völker ihren lebenskräftigen Beitrag zur europäischen Gesamtkultur leisten wollen. Eine Isolierung könnte — so glauben wir — eher im Sinne einer vollkommenen Loslösung von den artfremden nichtarischen Einflüssen verstanden werden.

— rer —

## Der deutsch-slowakische Kulturaustausch

Im Rahmen der Feierlichkeiten anlässlich der Amtseinführung des ersten Rektors der slowakischen Universität in Preßburg lief vor einiger Zeit in Preßburg eine deutsche Buchausstellung.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, über die keineswegs neuen deutsch-slowakischen Kulturbeziehungen näheres zu erfahren. Seit der Völkerwanderung, besonders aber um die Zeit der Kreuzzüge und in der Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert, trat der deutsche Einfluß in der Slowakei immer

stärker in Erscheinung. Deutsche Kolonisten aus allen Teilen Deutschlands zogen damals scharenweise in die Karpatenländer und gründeten Siedlungen und Städte, die sich durch ihre charakteristisch deutsche Bauart noch heute von den wenigen slawischen Gründungen deutlich abheben. Die Schulen wurden von den Deutschen gegründet, und die Unterrichtssprache war zunächst lateinisch, später ausschließlich deutsch. Mit der Reformation wuchs der deutsche Einfluß auch auf den bis dahin mehr oder weniger slowakisch erhaltenen

Dörfern. Deutsche Pfarrer kamen in die Slowakei, Gottesdienste wurden deutsch abgehalten und die deutschen Kirchenlieder Luthers fanden Eingang in die slowakische — auch katholische — Liturgie.

In Preßburg entstand schon seit Anfang des 12. Jahrhunderts ein kultureller Mittelpunkt dieses Raumes, der durch die um die Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgte Gründung der Academia Istropolitana, der ersten und ältesten Universität im damaligen Ungarn, viel an Bedeutung gewann. Die berühmtesten Gelehrten Deutschlands, ja ganz Europas kamen damals nach Preßburg, wo sie an der Universität ihre Vorlesungen hielten. Dank dem Einfluß vieler deutscher Studenten, die damals in Preßburg weilten, entwickelten sich in der Universitätsstadt Preßburg alsbald deutsche Studentensitten. Eine große Zahl slowakischer Studenten begab sich in der Folgezeit nach Deutschland, um dort einige Semester zu studieren.

Mit diesen Studenten wurde der Grundstein zur slowakischen Barockdichtung gelegt. Später, in der Sturm- und Drangzeit sowie in der klassizistischen und endlich romantischen Periode lehnte die junge slowakische Dichtergeneration stark an das deutsche Vorbild an, wenn auch mit etwas Verspätung.

Kollar, Holly, Pyrker, Stur und die Schüler dieses slowakischen Freiheitsdichters stehen unter dem Banne Herders, bis dann Goethes Ideenwelt in die slowakische Dichtung Einzug hält. Da in dieser Zeit der Freiheitskampf der Slowaken immer ernstere Formen annahm, wurde Goethe verhältnismäßig wenig nachgeahmt, sondern weit häufiger übersetzt. Lediglich Kuzmány, der in seinem Epos „Bela“ stark an „Hermann und Dorothea“ anlehnt, und der Lyriker Peter Kellner-Hofinstky gemahnen stärker an den Einfluß des deutschen Dichterkönigs. Das Lebenswerk Goethes, den „Faust“, haben mehrere slowakische Dichter übersetzt. Die zwei vollständigen und zugleich besten Übersetzungen stammen von Martin Bragatoris Sladkovic und von Paul Orszagh-Hviezdoslav.

Aber nicht nur in der Dichtkunst, sondern auch in der Malerei und Bildhauerkunst und in der Musik war und ist das deutsche Vorbild maßgebend. So komponierte der Wagner-Anhänger J. L. Bella schon in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die erste slowakische Oper. Als Textbuch

diente ihm ebenfalls ein deutscher Stoff: Richard Wagners „Wieland der Schmied“ in der Bearbeitung des jungen slowakischen Dichters Roy. Geradezu hervorragend ist der deutsche Einfluß auf das politische Denken des slowakischen Volkes. Die nationale Erhebung und letzten Endes die Schaffung des slowakischen Staates kann somit ebenfalls als das Werk des deutschen Einflusses angesehen werden.

Für die junge slowakische Generation im selbständigen slowakischen Staat war es daher nicht allein Dankbarkeit, sondern Tradition und historische Notwendigkeit, jetzt, beim Morgengrauen des vom Deutschland Adolf Hitlers entstehenden neuen Europa die durch die Madjarisierung und durch die zwanzigjährige Tschechenherrschaft unterbrochenen engen kulturellen Beziehungen zum deutschen Volk wieder aufzunehmen und zu pflegen. Abt schon die deutsche Volksgruppe in der Slowakei eine wichtige Aufgabe in dieser Beziehung aus, so gewährleistet die am 30. Januar 1939 ins Leben gerufene Slowakisch-Deutsche Gesellschaft einen lebhaften und fruchtbringenden Gedankenaustausch zwischen der slowakischen und deutschen Intelligenz, die beide das Überhebliche und Sich-Selbst-Verherrlichende des liberalistischen Zeitalters abgelegt und sich ganz in den Dienst der Nation gestellt haben.

Die jetzt in Preßburg stattfindende Buchausstellung ist daher nur ein Teil des großen Kulturwerks, der großen kulturellen Aufgaben, die das Deutschland zu erfüllen hat. Und die Bereitwilligkeit des slowakischen Volkes und der slowakischen Staatsführung, nicht nur im politischen und wirtschaftlichen, sondern auch im kulturellen Leben Seite an Seite mit seinem großen Beschützer, dem deutschen Volk zu gehen, läßt darauf schließen, daß die Slowaken erkannt haben, da sie im kulturellen Leben eben solche Fortschritte und Erfolge zu verzeichnen haben werden, wie sie solche in der politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit dem Reich bereits feststellen konnten. Zum Jahreswechsel 1938/39 sagte eine führende slowakische Persönlichkeit in klarer Erkenntnis dieser Tatsachen: „Wir stehen unter dem Einfluß der deutschen Kultur und der deutschen Staatsweisheit und gerade dies sichert uns die Zukunft und unsere nationale Entwicklung.“ PDO.

## Die Heimkehr des Memellandes

Je größer der Abstand zu den schicksalsschweren Entscheidungen des Jahres 1939 wird, desto mehr empfinden wir beim Überschaun dieser Vorgänge ein Ahnen um die Größe der Fügung, die den Führer und das Reich in ihre Obhut nahm. Im Reigen der heimgekehrten Länder ist das Memelgebiet das kleinste und unbedeutendste. Trotzdem war es eine besonders glückliche Heimkehr, weil sie sich ohne Kampf vollziehen durfte. Gleich einer reifen Frucht fiel das Los dem in den Schoß, der durch eine unendliche Aufstiegsarbeit die Voraussetzung dafür geschaffen hatte. Damit bestätigte sich auch an diesem verhältnismäßig kleinen Geschehen der Sinn und die Folgerichtigkeit der nationalsozialistischen Staatsführung.

Es ist erstaunlich, wie glückverheißend dieser 22. März vom ganzen deutschen Volke empfunden wurde. Obwohl einige Tage vorher die Schaffung des Protektorates Böhmen und Mähren erfolgte, war die Freude über die Heimkehr des Memellandes keineswegs gering. Im Gegenteil, in ein paar Minuten war beispielsweise Berlin ein Flaggenmeer geworden, und der Tag wurde von allen Schichten der Bevölkerung spontan gefeiert. War doch das Memelland das erste der einst im Versailler Vertrag abgetretenen Länder, das heimfiel, denn betreffs des Saargebietes war eine Rückkehr ja vorgesehen, und Österreich wie Böhmen-Mähren hatten zum Vorkriegsdeutschland nicht gehört. So durfte jeder Deutsche, der die dunklen Tage des November 1918 erlebt hatte, in der Heimkehr des Memellandes gleichsam einen Akt der Gerechtigkeit sehen, der ihn persönlich ergriff und tief befriedigte. Während der Anschluß der Ostmark und des mährischen Raumes die ersten Schritte in eine großdeutsche Zukunft bedeutete, war die Heimkehr des Memellandes einfach eine Wiedergutmachung und nach keiner Richtung hin mehr. Sie unterscheidet sich dadurch auch von der Heimkehr Danzigs und der Weichselgaue. Stärker als in Großdeutschland war der Widerhall dieses Tages im eigentlichen Preußen, denn für Preußen bedeutet Memel, von dem die Wiederaufrichtung des Staates 1813 ausging, auch symbolhaft viel. Wir begegnen damit den Grundkräften, die das kleine Land befähigten, einem immerhin

großen und oft sehr starken Druck zu widerstehen. Das ist meiner Ansicht nach das Preußentum und das Lutherantum. Das Preußentum in seinem herben, starken Traditionsbewußtsein, und das Lutherantum als seelische Kraft, die dem katholischen Litauen nicht nur fremd, sondern auch an Freiheitswillen und geistiger Beweglichkeit überlegen war, was der Kulturkampf des Jahres 1926 deutlich bewies. Diese beiden Pfeiler memeldeutscher Widerstandskraft überflügelte bald der kämpferische Vorstoß der nationalsozialistischen Bewegung, der sich nicht mit der bloßen Abwehr begnügte.

Schon im Herbst 1938, als der memeldeutsche Kulturverband auf den Plan trat, stellte es sich heraus, daß Litauen dem Heimkehrwillen der Memeler keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegenzustellen hatte. Die Erfahrungen, die sie mit der reinen Gewalt gemacht hatten, waren schlecht genug ausgefallen. Der große Kownoer Kriegsprozeß, der dem Lande zwar einige Jahre tieffter Depression gebracht hatte, war im Enderfolg doch ein Schlag ins Leere gewesen. Ungehindert von litauischer Willkür entwickelte sich in diesen unvergeßlichen Spätherbsttagen des Jahres 1938 das Memeler Leben nach eigenen Gesetzen und nahm in allen Zügen eine nationalsozialistische Ausrichtung. Der graue Nebel, der über der Stadt am Meer lag, mußte dem Glanz der Fäden weichen, der die Nächte zu erhellen begann. Der deutsche Gruß, die Spielmannszüge des Ordnungsdienstes, das Grünweißrot der Memelfahnen gaben allem ein neues Gesicht. Begeistert jubelte man Dr. Neumann zu, der an der Spitze der ehemaligen „Zuchthäusler“ den Marsch in die Freiheit antrat, und die einst von den Litauern gestürzten Denkmäler der Stadt — Kaiser Wilhelm der Große und die Borussia — richteten sich über Nacht wieder auf. Doch dauerte es immerhin noch ein halbes Jahr, bis an einem Märzorgen die Glocken der Befreiung über der Stadt läuteten. In dieser Zeit war manche dunkle Stunde der Angst, die Heimkehr könnte sich allzulang verzögern. Ein Zurück, das fühlte jeder Memeldeutsche, gab es nicht mehr, ein Vorwärts aber gab es nur im Zusammenhang mit der allgemeinen europäischen Lage.

Niemals haben die Memeldeutschen daran gezweifelt, daß der Führer auch für sie im rechten Augenblick das Notwendige tun werde. Niemals aber haben sie sich so wichtig genommen, ihre Heimkehr durch eine Auseinandersetzung zu erziehen, die die Interessen des Reiches gefährden konnte.

Doch fühlte jeder mit dem Anbruch des Jahres 1939, daß die Zeit drängte. Alles Leben hatte sich in ein stummes, schließlich geradezu quälendes Warten verwandelt. Die Politik der Litauer war in den letzten Jahren in vieler Hinsicht geschickter und darum für die Memeldeutschen gefährlicher geworden. In Abweichung von ihrer früheren Gewaltpolitik griffen sie zu der Taktik einer kulturellen Durchdringung und überschwemmten das Land mit litauischen Privatschulen und Gymnasien, in denen jeder Schüler nicht nur unentgeltlich unterrichtet, sondern, wenn nötig, auch verpflegt und bekleidet wurde. Gleichzeitig förderten sie mit allen Mitteln die Einwanderung großlitauischer Elemente in das Memelgebiet. Es bestand die Gefahr, daß sie bei den Wahlen zum Stadtparlament bald eine Mehrheit erreichen konnten. Die Stadt war das stärkste Bollwerk des Deutschtums, ihr Verlust wäre der schwärzeste Tag in der Geschichte des kleinen Landes geworden. Wenn sich neben der Macht auch der aus den Wahlen hergeleitete Rechtsanspruch in litauischen Händen befunden hätte, dann wäre den Memeldeutschen nur wenig geblieben, allerhöchstens ihre völkische Geschlossenheit.

Es ist daher zu verstehen, daß alle Memeler, welche die Lage übersehen, mit großer Sorge in die Zukunft blickten. Um so tiefer war die Freude, als am Morgen des 22. März der deutsche Rundfunk verkündete, daß sich Litauen im Berliner Vertrag entschlossen habe, das Memelgebiet freiwillig zurückzugeben. Allgemein war die Erkenntnis und das Gefühl, daß der Führer — auch von Memel aus gesehen — den rechten Augenblick zur Heimkehr bestimmt hatte. Etwas später wäre, wenn wir an die Verfestigung der Beziehungen zu Polen denken, eben zu spät gewesen. Nicht etwa in dem Sinne, daß Memel dann nicht heimgekehrt wäre, sondern in dem Sinne, daß die Memeldeutschen in dem halben Jahr bis zum Ausbruch des jetzigen Krieges dann doch wohl einem stärkeren Druck ausgesetzt worden wären. Nun aber war die Stunde der Heimkehr ein

reiner Klang, ungetrübt von Blut und Trauer. Der Führer selbst betrat den Preußenkai, um der Stadt für ihre zwanzigjährige Treue zu danken, obwohl in jener Stunde der Dank viel mehr auf Seiten der Memeldeutschen lag, daß der Führer trotz der geringen Bedeutung ihres kleinen Landes und trotz der politischen Hochspannung, in der sich Europa gerade in jenen Tagen befand, es sich nicht nehmen ließ, persönlich den weiten Weg auf sich zu nehmen. Das Auftauchen der den Führer begleitenden deutschen Kriegsmarine vor der Reede Memels war nicht nur ein unvergeßliches Erlebnis, sondern auch eine eindrucksvolle Demonstration deutscher Seegelung.

Die blauen Jungen lebten von den ersten Tagen nach der Befreiung an das Straßenbild der Stadt bunt und neuartig. Aus der ehemals königl. See- und Hafenstadt Memel, die während zwanzig Jahren das zweifelhafte Vergnügen hatte, die Residenz eines angeblich autonomen kleinen Landes zu sein, ist nun die deutsche Seestadt in der nordöstlichsten Ecke des großdeutschen Vaterlandes geworden. Mit rührigem Arbeitswillen nahm sich insbesondere die Provinz Ostpreußen der heimgekehrten Stadt an. Ostpreußens Gauleiter verkündete seinen Willen, Memel zur zweitgrößten Stadt seiner Provinz zu machen. Vieles, was in zwanzig Jahren doch hinter der Zeit zurückgeblieben war, und was die Memeler selbst manchmal gar nicht gespürt hatten, wurde nun den deutschen Verhältnissen angepaßt. In kurzer Zeit entstand die Partei und ihre Organisationen, wofür der Kulturverband allerdings schon erhebliche Vorarbeit geleistet hatte. Die Stadtverwaltung wurde reorganisiert, neue großzügige Pläne zum Ausbau der Stadt und des Hafens entworfen und die Verkehrsstraßen erneuert. Die litauische Regierung, deren Besonnenheit bei der Rückgabe des Gebietes anerkannt werden muß, erhielt einen Freihafen mit ausgedehnten Rechten und damit die Möglichkeit, die Ausfuhr des Landes auch weiterhin über Memel zu leiten. Memel selber aber ist heute glücklich darüber, daß es zu rechter Zeit heimkehren durfte, um die große Entscheidungsstunde des deutschen Volkes diesseits der Grenzen zu erleben. Um eine kleine Spanne wäre es anders gewesen! Memeldeutsche, ob sie sich daheim, in den Bunkern der Westfront oder auf den Schiffen der

Kriegsmarine befinden, wohin sie ihr Herz am liebsten zog, werden des Tages der Heimkehr dankbar gedenken und stolz sein, mit der Waffe in der Hand der Bluts-

gemeinschaft aller deutschen Stämme und dem Aufbau und der Sicherung des Großdeutschen Vaterlandes dienen zu dürfen.

Rudolf Naujok.

## Finlands Friedensschluß - Die letzte Station der Vertreibung Englands vom Festland

### Die osteuropäische Neuordnung im Zeichen des Friedens

Der finnisch-russische Konflikt ist beigelegt. In den späten Abendstunden des 12. März wurde in Moskau der finnisch-russische Friedensvertrag unterzeichnet und dem Kampfe, der seit dem 30. November 1939 währte, ein Ende gesetzt. Im Gebiet der Ostsee haben die Kanonen aufgehört zu sprechen, ein Konfliktsherd ist ausgeräumt worden, der zeitweilig drohte, das ganze Gebiet um die Ostsee in den Strudel des westlichen Krieges mit hineinzuziehen.

Der Konflikt fand seinen Anknüpfungspunkt in der allgemeinen Neuordnung in Osteuropa, deren Anstoß letztlich durch die englischen Verhandlungen mit Moskau gegeben wurde und deren Realisierung nach Abschluß des deutsch-russischen Verständigungspaktes in Angriff genommen wurde. Die Sowjetunion hatte mit Estland, Lettland und Litauen bereits ihre Pakte abgeschlossen, die ihr See- und Luftstützpunkte in den drei Ländern gewährten, als sie mit ähnlichen Forderungen auch an Finnland herantrat. Vor allem ging es Moskau um eine Grenzberichtigung in dem der Stadt Leningrad vorgelagerten Gebiete. Die strategische Sicherung der Stadt und ihres Gebietes sollte stärker als bisher gewährleistet werden durch eine Rückverlegung der finnischen Grenze. Außerdem verlangte Sowjetrußland die Verpachtung eines kleinen Landstreifens am Eingang des Finnischen Meerbusens zur Errichtung eines Flottenstützpunktes und den Austausch von finnischen Inseln sowie eines Teiles der Halbinseln Rybatshi und Sredni an der nördlichen Küste Finnlands. Als Entschädigung sollte Finnland ein größerer Landstreifen des sowjetkarelischen Gebietes gegeben werden.

Finnland zeigte sich diesen Forderungen gegenüber nach hinhaltenden Verhandlungen

negativ. Es kam zu Grenzzwischenfällen, die Sowjetunion kündigte den mit Finnland seit 1934 bestehenden Nichtangriffspakt auf, am 29. November 1939 wurde der Abbruch der diplomatischen Beziehungen durch Moskau dem finnischen Gesandten bekanntgegeben, am 30. November kam es zum Ausbruch feindlicher Handlungen, die sowjetrussische Luftwaffe überflog mehrfach finnisches Gebiet und belegte militärische Ziele, darunter auch Helsingfors, mit Bomben.

Durch den Friedensvertrag von Moskau am 12. März wurde diesem Konflikt ein Ende gesetzt. Die Vorverhandlungen, die zum Abschluß des Vertrages führten, waren von Geheimnis umgeben. Als das Gerücht von einer russisch-finnischen Fühlungnahme in Stockholm auffam, ließ Schweden die Telephonleitungen ins Ausland sperren, offenbar in der Absicht, alles dazu beizutragen, um die schwache Anbahnung von Friedensgesprächen nicht durch Manöver von außerhalb stören zu lassen. Manöver von außerhalb, das bedeutete in diesem Falle eindeutig Ausschaltung der Quertreibereien der Westmächte, deren Interesse an einer Weiterführung des Krieges im Norden und an einer Ausdehnung des allgemeinen Kriegsschauplatzes durch Einbeziehung des finnischen Krieges in den westlichen Krieg bekannt war.

Am 8. März landete dann ein schwedisches Sonderflugzeug in Moskau, das, wie nur wenige Eingeweihte wußten, finnische Unterhändler in die russische Hauptstadt brachte. Die Vorbereitungen für die Verhandlungen waren so sorgfältig geheim gehalten worden, daß sogar die Passagierliste der schwedischen Maschine keine Namen, sondern nur Nummern aufwies. Die Insassen des Flugzeuges waren, wie sich später herausstellte, der fin-

nische Ministerpräsident Ryti und Minister Paasikivi mit ihrer Begleitung gewesen. Das Moskauer Treffen war erfolgreich, und am 13. März, um 12 Uhr mittags, wurden die Kampfhandlungen an der finnischen Front endgültig eingestellt.

Die Grenzziehung, die der Friedensvertrag vorsah, hat im wesentlichen die Erfüllung der russischen Forderungen gebracht, wenn er auch im einzelnen härtere Bedingungen stellen mußte, die sich durch den siegreichen Kampf der Russen selbstverständlich ergaben. So sind die russischen Forderungen durch Finnland ohne die in den Verhandlungen des vergangenen Jahres vorgesehenen Gebietsabtretungen von Seiten Rußlands erfüllt worden. Der Vertrag spricht der Sowjetunion die Karelistische Landenge mit Wiborg, das ganze Ufer des Ladogasees sowie die Fischerhalbinsel und Teile von Ostfinnland zu. Die Halbinsel Hangö sowie die Inseln, die bei Hangö liegen, werden der Sowjetunion zur Errichtung einer Marinebasis auf dreißig Jahre verpachtet. Dafür werden den Finnen 8 Millionen Finnenmark gezahlt. Weiter verpflichtet Finnland sich, am Nordatlantik keine Kriegsschiffe und Luftstreitkräfte zu unterhalten. Außerdem erhält die Sowjetunion das Recht des freien Durchgangsverkehrs nach Norwegen, Schweden und umgekehrt. Wesentlich ist ferner die Verpflichtung der beiden vertragschließenden Parteien, sich jeden Angriffs gegeneinander zu enthalten und keinerlei Bündnisse abzuschließen, die gegen eine der beiden Seiten gerichtet sind.

Die neue Grenze Finnlands erinnert in großen Zügen an die Grenze, die im Nystedter Frieden 1721 am Ende des nordischen Krieges zwischen Rußland und Finnland gezogen wurde. Damals gehörte Finnland zu Schweden, das nach einer Herrschaft von rund siebenhundert Jahren 1809 zugunsten Rußlands auf Finnland verzichten mußte. Von 1809 bis 1917 bildete Finnland dann einen Teil des russischen Reiches. Es wurde ein Großherzogtum, das aber eine eigene Landesregierung mit finnischen Beamten aufwies. Finnland besaß sogar ein eigenes Heer, so daß das Land mit Rußland praktisch nur den Herrscher und die Außenpolitik gemeinsam hatte. Sogar eine eigene Währung und Zollgrenze wurde dem damaligen Großherzogtum gelassen. Am

die Zeit der Jahrhundertwende allerdings wurden die finnischen Freiheiten erheblich eingeschränkt, so daß eine wesentliche Schärfe in den Beziehungen Helsinki zu Petersburg eintrat.

Mit dem Zusammenbruch des zaristischen Rußland gewann Finnland, was es in der neueren Geschichte der vergangenen achthundert Jahre nie besessen hatte, seine tatsächliche Selbständigkeit. Am 6. Dezember 1917 erklärte Finnland seine Unabhängigkeit. Svinhufvud verlas die entsprechende Erklärung an jenem Tage vor den finnischen Landtagsabgeordneten und fuhr mit einer Delegation selbst nach Petersburg, um dort die offizielle Bestätigung zum Ausscheiden Finnlands aus dem russischen Reich einzuholen. Hinter der damaligen finnischen Regierung aber standen nur Bürger und Bauern. Ein Bürgerkrieg entbrannte durch den Aufruhr der roten Elemente. Die „Rote Garde“, aus Rußland unterstützt, konnte sogar vordringen, wurde aber schließlich durch die finnischen Freiheitskämpfer, denen sehr wesentliche Unterstützung durch deutsche Hilfstruppen erwuchs, zurückgedrängt und vernichtet. Finnland war damit frei und ist auch nach seinem jetzigen Friedensschluß ein lebensfähiger Staat geblieben, in fast den gleichen Grenzen, die von 1721 bis zur Eingliederung in den russischen Staatsverband 1809 bestanden. Damals erst gab der Zar die Gebiete an das finnische Großherzogtum zurück, die früher einmal (bis 1721) zu dem Finnland unter schwedischer Oberhoheit gehört hatten, und die das 1917 neu gegründete selbständige Finnland aus dem russischen Staatsverbande in die Grenzen seines selbständigen Staates mit einbezog, bis es sie jetzt wieder abtrat.

Der junge finnische Staat hielt sich in seiner Außenpolitik auf der Linie der Neutralität. Zeitweilig bestand die Neigung zu einem Anschluß an die baltischen Staaten, wobei besonders Polen im Bestreben hervortrat, einen Randstaatenblock mit Tendenzen gegen Deutschland und Rußland zu gründen. Später dann neigte Finnland stärker zu Skandinavien hin und hat sich im Dezember 1935 vollends für die skandinavische Orientierung entschlossen. Sicherlich wird dabei nicht unmaßgeblich gewesen sein, daß das Land sich immer stärker innerpolitisch von der konservativen Regierung zu einer Regierung unter sozialdemo-

kratischem Einfluß hin entwickelte, was den finnischen Staat der politischen Struktur nach mit den unter sozialdemokratischer Leitung stehenden skandinavischen Ländern verband.

Diese Entwicklung fand ihren sichtbarsten Ausdruck in dem Abtreten des damaligen Staatspräsidenten Pehr Ewind Svinhufvud, der Anfang 1937 sein Amt an den damaligen Ministerpräsidenten Rallio abtreten mußte. Entscheidend haben die Sozialdemokraten diese Wende beeinflusst, da sie sehr wohl wußten, daß für sie an eine Regierungsbeteiligung unter der Präsidentschaft von Svinhufvud nie zu denken war.

Die skandinavische Orientierung Finnlands brachte es gleichzeitig in das Gefolge der im Norden stets lebendig gehaltenen Vorliebe für England. Sicherlich wird man diesen Faktor als wesentlichsten bei dem Ausbruch des finnisch-russischen Konfliktes in Rechnung zu stellen haben. Es ist sogar gesagt worden, daß es der damalige schwedische Außenminister Sandler gewesen sei, der bei seinen bekannten völkerbundstreuen Neigungen und seinen Sympathien zum Westen den finnisch-russischen Ausgleich verhindert hat. Zweifellos hat England das Seine dazu beigetragen, um Finnland gegenüber den russischen Forderungen den Rücken zu stärken, und nicht ungern sah man in London als Erfolg davon die Versteifung der finnischen Haltung und schließlich den Ausbruch des bewaffneten Konfliktes.

Daß die englische Einmischung im Norden für den Ausbruch des Kampfes verantwortlich zu machen ist, scheint man inzwischen in Finnland selbst durchaus begriffen zu haben. Nach dem Friedensschluß antwortete nämlich Minister Paasikivi vor der Presse auf die Frage, ob er glaube, daß eine Vereinigung wie die jetzige noch vor dem Kriege hätte erreicht werden können, mit ja. Aus dieser Stellungnahme des Ministers läßt sich unschwer erkennen, daß die Lösung der offenen Fragen zwischen Finnland und Rußland auch ohne Kampf möglich gewesen wäre, wenn England nicht die Störung der Verhandlungen und die Herbeiführung des Krieges als sein Ziel angesehen hätte.

Finnland hat, wenn auch verspätet, eingesehen, daß es auf dem besten Wege war, als ein Opfer der englischen Politik den

Weg Polens zu beschreiten und hat durch eine schnelle Wendung diesen Weg verlassen. Der finnisch-russische Friedensschluß wurde derart durch die bewußte Abwendung Finnlands von der Einflußnahme des Westens eine schwere prestigemäßige Niederlage für die Westmächte. Diese hatten noch zur Zeit, als Finnland bereits in Moskau um den Frieden verhandelte, ihr Hilfeangebot Helsinki förmlich aufgedrängt. Ohne überhaupt davon Kenntnis zu nehmen, verzichtete man aber auf finnischer Seite auf diese problematische Hilfeleistung und erteilte dem Westen damit ein moralisches Mißtrauensvotum von um so gewaltigeren Gewicht, als es zum erstenmal offen geschah, daß die zweifelhafte Ehre einer westlichen Assistenz von einem kleinen Staat nicht nur nicht angefordert, sondern überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wurde, was als absolut negatives Werturteil über die Bedeutung dieser Assistenz allgemein aufgefaßt wurde.

Derart wurde der Friedensschluß in Moskau für England gleichbedeutend mit einer Vertreibung aus dem nordosteuropäischen Raum. Und darin liegt die grundsätzliche Bedeutung dieses Friedens für den gesamten Osten. Eine Entwicklungslinie wird durch Finnlands Verhalten fortgesetzt, die sich an anderen Stellen bereits deutlich abzeichnete.

Als Deutschland die deutschen Gebiete des Sudetenlandes und der ehemaligen Provinzen Westpreußen und Posen in die Grenzen des Reiches einbezog, als es das Protektorat über Böhmen und Mähren übernahm, als es das Generalgouvernement schuf, hatte es zuvor Feindschaften ausgelöscht, die hier, von England gepflegt, gegen Deutschland unterhalten wurden. Die Liquidierung dieser Feindschaften bedeutete praktisch, hier genau so wie es im Falle Finnland jetzt erreicht wurde, die Ausschaltung englischer Einmischung in einem Raume, in dem es nichts zu suchen hatte. Die englische Politik, die alle diese Staaten als Stützpunkte und gewissermaßen Filialen ihrer eigenen Herrschaft betrachtete, schuf hier als raumfremder Faktor bewußt Unruhe. Es war ihr System geworden, Bastionen englischen Einflusses im Osten zu unterhalten.

Dabei wurde auf die Gegenfährlichkeit dieser Bastionen zu Deutschland, das heißt praktisch auf eine unfriedliche Entwicklung spekuliert. Das System Deutschlands aber heißt: Friedliches Zusammenleben zwischen großen und kleinen Völkern zugunsten beider im gemeinsamen Lebensraum unter Ausschaltung raumfremder, unruhefördernder Faktoren. Während das System des Westens durch die Schaffung von Trabantenstaaten um die deutschen Grenzen eine Verewigung von Feindschaften anstrebte, muß Deutschland in seinem Lebensraume im eigenen Interesse eine friedliche Entwicklung als Ziel seiner Politik verfolgen. Eine solche Politik aber bedeutet für die kleinen mit Deutschland mitarbeitenden Völker ebenfalls einen gewichtigen Vorteil. Erst einmal sind sie nicht länger der Demütigung ausgesetzt, nur als Faktoren fremden Einflusses und fremder Interessen eingeseht zu werden, ohne daß sie also praktisch eine staatliche volle Souveränität besitzen, und zweitens ist ihre Entwicklung nicht dauernd umwittert von der Gefahr eines Chaos, das sich aus der Feindschaft zu ihren Nachbarn ergeben mußte, um derentwillen der Westen sie mit seiner Gunst versah. Einen derartigen Zustand konnte das Reich in seinem Lebensraum auf die Dauer nicht dulden und deshalb sorgte es für Ausschaltung der raumfremden, auf Unfrieden drängenden Kräfte.

Nicht wesentlich verschieden liegen die Verhältnisse nach der Beilegung des finnisch-russischen Konfliktes jetzt für Rußland. Es hat in seinem Großmachtstraume seine Stellung durch den Friedensschluß gesichert,

nachdem es bereits vorher durch seine Patte mit Estland, Lettland und Litauen in die Position einer in ihrem Raume bestimmenden Macht eingetreten war und seinerseits jedes fremde Darcinreden aus dem Westen in dem Raume, den seine Herrschaft überschattete, ausgeschlossen hatte.

Derart bedeutet der finnische Friedensschluß den Abschluß einer Entwicklung, die dahin ging, England vom Festlande, wo es allein in unfriedlichem Sinne wirkte, zu verdrängen. England ist damit in Europa das geworden, was es seiner geographischen Stellung gemäß sein muß, eine Randmacht.

Wenn jetzt die Frage einer Neuorientierung der skandinavischen Staaten eingehend erörtert wird, so wird man irgendwie dieser Tatsache Rechnung tragen müssen. Der Paragraph 3 des finnisch-russischen Vertrages legt fest, daß Finnland sich an keiner gegen Rußland gerichteten Kombination beteiligen kann. Wenn also die Möglichkeit der Bildung einer skandinavischen Allianz diskutiert wird, ist eine Beschränkung ihrer Zielrichtung bereits gegeben. Außerdem haben die finnischen Erfahrungen dem Norden zeigen können, in wessen Machtsphäre er liegt und in wessen nicht, wer bedenkenlos den Bruch seiner Neutralität zugunsten einer Erweiterung des Kriegsschauplatzes vornehmen wollte und wer eine friedliche Entwicklung begrüßte. Finnlands Friedensschluß hat England jedenfalls zeigen können, daß seine Einmischung in Probleme des europäischen Ostens und Nordostens unerwünscht ist.

Dr. Horst Joswig.

## Neue Bücher

### Robert Hohlbaums neuer Roman

Dem Roman von 1866 „Zweikampf um Deutschland“ läßt Hohlbaum nun, gleichwie einen zweiten, selbständigen Teil, dem wohl auch ein dritter noch folgen wird, sein neues Werk, den Roman „Die stumme Schlacht“ (München, Verlag Langen-Müller) folgen. Von der Reichsgründung bis zum Weltkrieg

reicht der zeitliche Bogen dieses Erzählwerkes. Aber es führt uns nur ausnahmsweise in den Raum des Altreichs. Vor uns tut sich vielmehr die ganze Problemschwere des alten Österreich-Ungarn auf. Hohlbaums eigene grenzdeutsche Heimat Jägerndorf, der dem Roman gewidmet ist, stellt sich uns in

allen ihren Schichten — vom Fabrikanten bis zum ausgehungerten Arbeitersohn, von allen Spielarten des Offizierskorps bis zu der Gymnasialwelt und bis zum ausgehehten tschechischen Bauerntum — vor. Das Gegenüber von Kaisertreuen und Volkstreuen, von Deutschen und Tschechen, von Großdeutschen und Großösterreichern — wer außer Hohlbaum und Brehm wußte diese Not und Fülle, diesen Zündstoff und dieses Kräftemessen, aus dem so oft doch Großes wurde, in solchem Farbenreichtum und in solcher Fülle der fein charakterisierten Gestalten zu meistern! Der geheime Glanz der Grenze, die Sehnsucht der Jungen nach dem „Reich“, sie fanden in Hohlbaums neuem Roman ein würdiges Denkmal, heute doppelt denkwürdig, da diese Grenze nicht mehr besteht. Schönere Kampfs um das deutsche Recht inmitten der Nationalitätenkämpfe Österreichs und die brutale Niederknüppelung dieser nationalen Sehnsucht feiern hier ihre sieghafte Auferstehung in jener „stummen Schlacht“, die Schönere, da ihm verboten wurde, in Jägerndorf zu sprechen, nur mit flammenden, rufenden Blicken in einer Versammlung der sehnsuchtsvollen Mitkämpfer erringt.

Das Jägerndorfer Bild findet sodann sein Gegenstück in dem von der Kaiserstadt Wien. Was dort im Kleinen begann, wirkt hier im Großen sich aus. Gewiß tauchen da und dort Profile vor uns auf, die wir aus den geschichtlichen Vorgängen zu kennen vermeinen. Aber weder in den Jägerndorfer Vorgängen, noch in den Wiener Abschnitten, die uns in die Ministerien und in die Parlamentssphäre Österreichs führen, steht eine einzelne Hauptgestalt in der Mitte. Der Held ist vielmehr das ganze Deutschland Österreichs in seinen völkisch-bejahenden und in seinen melancholisch-indifferenten Typen. Diesen Hel-

den aber begleiten wir bis an die Schwelle des Weltkrieges, an der er als ein Ganzes, gemeinsam mit all den anderen Völkern der Monarchie, vor allem aber an der Seite des Reiches, zu höchster Aktivität und Widerstandskraft auferstehen wird.

Hohlbaum hat uns auch manche Bitterkeit nicht erspart. Die mangelnde Kenntnis, die man im Zweiten Reich vom kämpfenden Deutschland Österreichs hatte, bewirkte bei den Grenzdeutschen manche Enttäuschung. Sie wird uns hier offen bloßgelegt. Vielleicht ging Hohlbaum dabei, wie in der Nürnberger Episode und bei der Zeichnung mancher altösterreichischen Originale bis an jene Grenze des Satirischen und der Selbstperfidie, die mit dem nächsten Schritt ins Stadium der Karikatur hinüberwechselt. Eine derart drastische Verdeutlichung, die gleichwohl die Bahnen der hohen erzählerischen Kultur nie verläßt, unterstreicht aber die positiven, mit leidenschaftlicher Herzlichkeit gezeichneten Partien nur um so schärfer und zeigt den Deutschen des Dritten Reiches, was sie anders zu machen haben als ihre Vorgänger. Selbst heute noch begegnet das Deutschland der Ostmark im Altreich mannigfachen Mißverständnissen. Das wachsende Begreifen des großdeutschen Gedankens aber hilft nun, die Mauern des kleindeutschen Denkens niederzulegen. Der Dichter ist mit der wichtigste Schrittmacher des brüderlichen Verstehens über die veralteten Grenzen hinweg. Hohlbaum darf seit je für sich in Anspruch nehmen, dieser Idee des gesamtdeutschen Willens die Wege gebnet zu haben. Sein ganzes dichterisches Werk, von dem wir noch viel Weiteres erhoffen dürfen, gehört nicht nur der Literaturgeschichte, sondern der deutschen Volksgeschichte an.

Heinz Kindermann

## Die großen Blutbahnen in der deutschen Geschichte

Jeder, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, in Forschung oder Schulung lebendige Geschichte zu vermitteln, wird einmal das Verlangen gehabt haben, die Ahnenreihen, die Herkunft unserer Staatslenker, Denker und Heerführer zu erfahren. Er wird sich bei Kleist oder Laudon, Alba oder Hutten

gefragt haben — wo kommt dieser Mann her, welches Erbgut mag ihm zu dieser geschichtlichen Leistung befähigt haben — welches Blut floß in ihm.

Das Werk von Bazan und Müller hat diese Lücke in dem deutschen Geschichtsbuch geschlossen. Es bringt in einem

ersten Band 118 Ahnentafeln der Männer und Frauen aus Staat und Wehr mit treffenden und knappen Erläuterungen. Es geht — Gott sei Dank — über fünf Generationen in der einzelnen Tafel nicht hinaus und verzichtet auch auf die bekantenen „Ahnen-schlänge“. Die großen genealogischen Map-penwerke werden damit nicht ersetzt, aber handlich gemacht, verkürzt und verbessert. Vor allem ist dieses Werk lebendig. Glaube keiner, er nähme mit diesem Buche trodene Genealogie in die Hand. Im Ge-genteil, er wird gern den großen Blut-bahnen der deutschen Geschichte nachgehen, die ihm ein wenig von dem großen Geheim-nis fortwirkenden Erbgesetzes unter den Gro-ßen unserer Vergangenheit klar machen.

Bei mancher Tafel gemeinsamer Ahnen-bilder mag man verblüfft vor der Gemein-samkeit der sich in diesen Blutslinien immer wieder durchziehenden Veranlagung stehen, mag man denken, die Verfasser hätten sie um diese Reize willen gewählt. Das war aber, wie sie selber sagen, keineswegs der Fall. „Als Ausgangspunkt (für die Tafel-auswahl) dienten die in den üblichen Ge-schichtsdarstellungen erwähnten Namen. Was nachher (durch Tafel-Kopplung) dabei her-ausgekommen ist, war für den Fachmann ebenso überraschend wie für uns.“

Hier können diese Überraschungen nur kurz angedeutet werden. Am umfangreichsten spre-chen sie sich in der Ahnen- und den Nachfahren-tafeln Philipps von Hessen aus. (1504 bis 1540.) Er selbst ist Gründer der Universität Marburg. Unter seinen Vorfahren sind die Gründer der Universitäten Leipzig, Tübin-gen, Rostock und Greifswald. Philipp von Hessen ist Ahnherr für Friedrich den Gro-ßen ebenso wie für Maria Theresia. Als Ahnherr berühmter Frauen taucht in seiner Nachfahrentafel Victoria von England (die „Queen“), Maria Theresia, die Königin Luise, Liselotte von der Pfalz, Katharina die Große und Christine von Schweden auf. Der gleiche Philipp ist Ahnherr einer gan-

zen Reihe berühmtester Feldherrn und Staatsmänner.

Es sind dies alles andere als genealo-gische Spielereien, sondern Nachweise über Erbgutzusammenhänge, deren restlose Durch-forschung der Geschichtswissenschaft zur Klar-stellung der Deutschheit und Bedeutung vie-ler großer Gestalten führen wird.

Es wird jeder aufhorchen, wenn er auf diesen Tafeln die Blutsgemeinschaft zwischen Kleist und Bismard abliest, wenn er von der Ahnengemeinschaft von Moltke und Blü-cher, Bismard und Hindenburg und Luden-dorff usw. erfährt.

Die Blutlinien des deutschen Ostens verweisen immer und immer wie-der tief in den Westen, in das Innere des Reiches.

Die Staatslenker des Deutsch-Ordens-Staates entstammen ostwestfälischem Blut. Der Hochmeister Luther von Braunschweig hat das Blut Heinrichs des Löwen, Hein-richs II. von England und Albrechts des Bären in den Adern.

Von besonderem Wert ist die Aufnahme von Ahnenreihen großer Deutscher in frem-den Diensten, wie in Rußland von Män-nich, Totleben, Pahlen, Bennigsen, Wittgen-stein u. a. Hier gehen die Ahnenreihe in bal-tendeutsche Blutslinien, die wiederholt un-vermutet in anderen Ahnenreihen auftauchen (z. B. Laudon). Die zaristischen russischen Generale Rennenkampf und Ungern-Stern-berg haben verwandte Ahnenreihen. Das Werk ist für Forschung und Schulung in gleicher Weise vorbildlich. Der Forschung wird es den Ansat zur weiteren Verdic-htung dieser Methode, z. B. der generellen Kennzeichnung des Verwandtschaftsgrades („Blutsnähe“) zwischen den einzelnen Schick-salsträgern in einer Blutsgemeinschaft geben u. a. m. Der Schulung (im weitesten Sinne) gibt es auch Seite um Seite Stoff zur Ver-lebendigung in der raffekundlichen Betrach-tung deutscher Geschichte. Wir sind auf den Band II gespannt!

Dr. K.

# BERLIN



## Die Hauptstadt des Großdeutschen Reiches

### Auskunft

über alle Veranstaltungen und Werbeschriften durch das Fremdenverkehrsamt der Reichshauptstadt und die Auskunfts- und Werbezentrale Deutschland, Berlin W 9, Columbushaus, am Potsdamer Platz 1

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Carl Viererbl:	Bewährte Ordnung — 1 Jahr deutsches Protektorat über Böhmen und Mähren . . . . . 3
Willy Heier:	Deutsche Gegenwartskunst in den Beskiden . . . . . 12
Alfred Hein:	„Wir heißen euch hoffen“! - Gedanken um ein Goethewort . . . 14
Wolfgang Federau:	Jetzt stehst du vorn! . . . , Gedicht . . . . . 15
Johannes Linke:	Der Ruf um Mitternacht . . . . . 16
Adolf Meschendorfer:	Einige Gedanken über Kunst . . . . . 19
Hans Werner:	Vogelsang auf der Frischen Nehrung — Die Biographie eines westpreussischen Fischerdorfes und seiner Menschen . . . . . 20
Werner Roth:	Nehrungsabend, Gedicht . . . . . 33
Friedrich Griesse:	Mutter am Brook, Erzählung . . . . . 34
Wilhelm von Scholz:	Der Aker, Gedicht . . . . . 45
Wilhelm von Scholz:	Der Tod Heinrichs I., eine geschichtliche Miniatur . . . . . 46
Heinrich Anader:	Gleichnis Birke, Gedicht . . . . . 48
Volk und Raum im Osten . . . . . 49	
	Das politische Generationenproblem der Tschechen — Der deutsch-slowakische Kulturaustausch — Die Heimkehr des Memellandes — Finnlands Friedensschluß - die letzte Station der Vertreibung Englands vom Festland — Neue Bücher.
Anzeigenteil . . . . .	63
	Das Titelbild zeigt ein ostschlesisches Brautpaar nach einem Gemälde von Hertha Strzyskowska. Zu: W. Heier, Deutsche Gegenwartskunst in den Beskiden.

Die Bildvorlagen sind von:

Willy Heier, Beuthen O./S. Seite 1, 13. Hans Werner, Vogelsang, Seite 21.

Die Mitarbeiter dieses Heftes

Heinrich Anader, Berlin-Wannsee; Wolfgang Federau, Danzig; Friedrich Griesse, Keth-Hus b. Parchim (Meckl.); Willy Heier, Beuthen O./S.; Alfred Hein, Berlin; Dr. Horst Joswig, Danzig; Professor Rindermann, Münster; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Johannes Linke, Ebersdorf b. Bayreuth; Adolf Meschendorfer, Kronstadt (Rumänien); Rudolf Naujok, Memel; Werner Roth, Liegnitz; Wilhelm v. Scholz, Konstanz; Dr. Karl Viererbl, Reichenberg, Sudetengau; Hans Werner, Vogelsang, Frische Nehrung.

Das Manuskript des Artikels von Otto Weber-Krohse: „Polen — die Geschichte einer Katastrophe — die Legende einer Größe“ in unserem Februarheft wurde im Felde geschrieben. Es sind dadurch einige Druckfehler entstanden, die wir wie folgt berichtigen:

Seite 12, rechte Spalte, zweiter Absatz muß heißen: Die Krone fiel an den König von Ungarn, Ludwig, aus dem französischen Hause Anjou, dann an dessen Tochter Hedwig, die 1386 den Großfürsten von Litauen, Jagiel, heiratete. — Seite 13, rechte Spalte, Zeile 22 muß heißen: — Der erste dieser polnischen Wasa, Sigismund III., brachte durch Kriege gegen seinen schwedischen Vetter Karl IX. das Land an den Rand des Abgrundes. — Seite 13, rechte Spalte, Zeile 39 muß heißen: . . . , das seit 1525 in sehr loedernm Lebensverhältnis zur polnischen Krone, nicht zum polnischen Reich gestanden hatte. . . — Seite 14, linke Spalte, Zeile 17: . . . , ein tapferer General, dessen Rolle bei der Befreiung Wiens von den Türken im Jahre 1683 jedoch vielfach übertrieben ist. — Seite 14, linke Spalte, Zeile 25: . . . , eine andere, Potocki und ihre Freunde, es lieber mit Habsburg hielt. — Seite 14, linke Spalte, Zeile 42: August der Starke regierte in Sachsen durch eine streng lutherische Regierung. . . — Seite 17, rechte Spalte, vorletzte Zeile: Wer sehr streng urteilt, kann auch das Jahr 1572, in dem die Jagellonen ihre Herrschaft endeten . . .

Herausgeber: Wilh. Jarzku. Dr. Karl Hans Fuchs, unter Mitwirk. v. Hans R. Wiese-Breslau. Schriftleiter: Dr. Detlef Krannhals (verantwortlich für den Gesamtkinhalt).

Verlag: Der Danziger Vorposten G. m. b. H. Geschäftsstelle der Schriftleitung: Danzig, Kettelhagergasse 11/12. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Willy Binder, Berlin. Druck A. W. Stefemann G. m. b. H., Danzig. Auflage: 6000. Die Auslieferung erfolgt bis auf weiteres durch die Berliner Geschäftsstelle des „Danziger Vorposten“, Berlin W 8, Unter den Linden 47.

Sämtliche Zuschriften an die Geschäftsstelle, Danzig, Kettelhagergasse 11/12, erbeten.

Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen.

Einzelpreis RM. 1,50. Bezugspreis: RM. 3,50 vierteljährlich.

# Commerz- und Privat-Bank

Aktiengesellschaft

## Filiale Danzig

Langer Markt 14

*Danzigs Spezialgeschäfte*

## Eugen Wegner

UHREN      GOLDWAREN

Gr. Wollwebergasse 22/23, Adolf-Hitler-Str. 71

## August Momber GmbH.

Teppiche — Gardinen — Möbelstoffe

Langgasse Nr. 20-21 Fil. Kohlengasse

*Danzigs Gaststätten  
und Hotels*

## MARTIN LAUTENBACHER

Jopengasse Nr. 3      Telefon Nr. 28064

VORNEHME WEINGASTSTÄTTE

von Internationalem Ruf

*Alt-Danziger Spezialitäten*

Die echten Danziger

## „LACHS“-LIKÖRE

seit anno 1598 unerreicht!

*Milch-Schokolade*



BIBLIOTEKA  
Uniwersytecka  
Gdańsk

C- III 1331



# Der Danziger Vorposten

+

Die maßgebende Tageszeitung  
für die Probleme Osteuropas

+

Probenummern kostenlos